

OTTO DOV KULKA

Landschaften der
Metropole des Todes

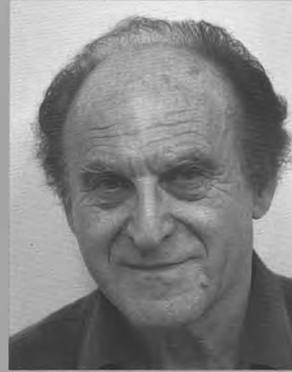
*Auschwitz und die
Grenzen der Erinnerung und
der Vorstellungskraft*



→ Dies ist eines der außergewöhnlichsten Zeugnisse über Unmenschlichkeit, das ich kenne. Dov Kulkas tief berührende Erinnerungen an seine Kindheitsjahre in Auschwitz, seine Reflexionen von elegischer, poetischer Qualität lassen den Horror der Todeslager, das Trauma von Familie und Freunden und den unauslöschlichen Eindruck auf die Erinnerung eines Jungen, der zu einem bedeutenden Holocaustforscher wurde, anschaulich werden. Ein außerordentlich wichtiges Buch, das gelesen werden sollte.«

IAN KERSHAW

Die Metropole des Todes, das ist Auschwitz-Birkenau. Als Kind wird Otto Dov Kulka zusammen mit seiner Mutter erst in das Ghetto Theresienstadt und dann nach Auschwitz deportiert. Er überlebt die zweimalige Liquidierung des sogenannten Familienlagers und verlässt Auschwitz schließlich im Januar 1945 auf einem Todesmarsch. Lange Zeit hat er über seine Erlebnisse geschwiegen, sich als Historiker allein streng wissenschaftlich mit dem Mord an den Juden befasst. In diesem außergewöhnlichen Text erkundet Kulka nun die Fragmente seiner Erinnerung an Auschwitz, die wiederkehrenden Träume und Bilder, die sein Leben begleiten und unauslöschlich prägen. Eine beeindruckende literarische Reflexion, die unsere Wahrnehmung der Vergangenheit verändert.



© Atta Awiwat, Jerusalem 2005

Otto Dov Kulka wurde 1933 in der Tschechoslowakei geboren. Er ist emeritierter Professor für die Geschichte des jüdischen Volkes an der Hebräischen Universität in Jerusalem.



OTTO DOV KULKA

**Landschaften
der Metropole des Todes**

*Auschwitz und die Grenzen
der Erinnerung und der Vorstellungskraft*

Aus dem Hebräischen übersetzt
von Inka Arroyo Antezana
sowie Anne Birkenhauer und
Noa Mckayton

Deutsche Verlags-Anstalt

*Es blieb die unerklärliche Ruinenlandschaft. –
Die Geschichte versucht, das Unerklärliche zu
erklären. Da sie aus einem Wahrheitsgrund kommt,
muss sie wieder im Unerklärlichen enden.*

Nach einer Parabel von Franz Kafka

Inhalt

Einleitung 9

LANDSCHAFTEN DER METROPOLE DES TODES

- 1 Prolog – vielleicht auch ein Epilog 15
- 2 Zwischen Theresienstadt und Auschwitz 29
- 3 Endgültige Liquidation des «Familienlagers» 50
- 4 Herbst 1944: Auschwitz – Geistermetropole 59
- 5 Betrachtungen und Staunen angesichts
der Bilder der Erinnerung 66
- 6 Drei Gedichte an der Schwelle der Gaskammer 82
- 7 Reise zur Satellitenstadt der Metropole des Todes 88
- 8 Landschaften einer privaten Mythologie 107
- 9 Ströme, die nicht zu überqueren sind, und
das «Tor zum Gesetz» 115
- 10 Auf der Suche nach Geschichte und Gedächtnis 122

DREI KAPITEL AUS DEN TAGEBÜCHERN

- 11 Traum: das jüdische Prag und der Grosse Tod 129
- 12 Doktor Mengele eingefroren in der Zeit 135
- 13 Gottes Schmerz 139

ANHANG

Ghetto im Vernichtungslager:

Jüdische Sozialgeschichte zur Zeit
des Holocaust und ihre Grenzen 153

Dank 171

Abbildungsverzeichnis 174

Anmerkungen 180

Einleitung

Die Leser meiner historiografischen Veröffentlichungen dürften meine Arbeitsweise mit einer Haltung streng wissenschaftlicher und persönlich distanzierter Forschung verbinden, die sich stets innerhalb wohl definierter historischer Kategorien bewegt. Nur wenige wissen jedoch von der Existenz einer Dimension des Schweigens in mir, von der Entscheidung, die ich getroffen hatte, die biografische von der historischen Vergangenheit zu trennen. Und nur ganz wenige wussten, dass ich über ein Jahrzehnt hinweg, zwischen 1991 und 2001, Tonbandaufnahmen gemacht habe, in denen ich die Bilder, die in meinem Gedächtnis aufstiegen, beschrieb und die Erinnerung erforschte an das, was ich in meiner privaten Mythologie «Die Metropole des Todes» oder, in täuschender Einfachheit, «Kindheitslandschaften aus Auschwitz» genannt habe. Es handelt sich bei den Aufnahmen weder um ein historisches Zeugnis noch um autobiografische Erinnerungen, sondern um die Betrachtungen eines Menschen in seinen späten Fünfzigern und Sechzigern, der jene Fragmente der Erinnerung und der Vorstellungskraft in seinen Gedanken hin und her wendet, die aus der Welt des staunenden Kindes von zehn bis elf Jahren, das ich damals war, geblieben sind.

Lange Jahre habe ich von der Veröffentlichung der Tonbandaufnahmen abgesehen. Erst nach dem Abschluss der grossen wissenschaftlichen Quelleneditionen, mit denen ich befasst war,¹ habe ich mich entschlossen, diese «Landschaften» in Buchform der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Ich bin mir bewusst, dass dieses Buch von einer immanenten Spannung durchzogen ist, einer Dichotomie, die zwischen meinem wissenschaftlich-historischen Umgang mit der Vergangenheit und reflektierender Erinnerung derselben aufscheint.

Der historische Schauplatz war ein Ort, der «Familienlager» hiess, ein Lager für die Juden aus Theresienstadt in Auschwitz-Birkenau, hauptsächlich der Kinder- und Jugendblock dort, der fast ein Jahr lang bis zur endgültigen Liquidierung des Lagers und beinahe all seiner Häftlinge im Sommer 1944 bestand.²

Den zehn Kapiteln verschriftlichter Tonbandaufnahmen folgen drei Kapitel mit Auszügen aus meinen Tagebüchern, die alle aus den vergangenen Jahren stammen. In ihrer Art und in den Themen sind sie den Tonbandaufzeichnungen verwandt.

Wie die Tagebuchaufzeichnungen sind auch die Tonbandaufnahmen Monologe. Der Unterschied liegt darin, dass Letztere in Gegenwart einer Dialogpartnerin gesprochen wurden, die den Anstoss zu den Aufnahmen gab und sie so erst möglich machte.

Bei der Verschriftlichung des gesprochenen Wortes versuchte ich, seinen authentischen Charakter zu bewahren, die Unmittelbarkeit

Einleitung

und den Rhythmus in all seinen Unregelmässigkeiten, Abstufungen und Tonlagen beizubehalten.

Die in den Text integrierten Abbildungen sind ein ureigener Bestandteil des Narrativs. Zum Teil sind es meine eigenen Fotografien der Orte, die ich beim Bereisen meiner Erinnerungslandschaften durchstreife, aber auch Fotos, Zeichnungen und Faksimiles aus anderen Quellen.

Die verborgene Bedeutung der metaphorischen Sprache dieses Buches mit ihren wiederkehrenden Motiven, wie etwa «das unabänderliche Gesetz des Todes», «der Grosse Tod», «die Metropole des Todes», reicht über die Erfahrung der Welt von Auschwitz hinaus. Es handelt sich um Metaphern für das, was sich damals in eine Weltordnung auszubreiten schien, die den Lauf der Menschheitsgeschichte verändern würde, und als solche sind sie in meiner reflektierenden Erinnerung verblieben. Ich bin mir auch bewusst, dass diese Texte, obgleich im konkreten historischen Geschehen verankert, über die Sphäre der Geschichte hinausweisen.

**LANDSCHAFTEN
DER METROPOLE DES TODES**

I

Prolog – vielleicht auch ein Epilog

Der Beginn dieser Reise, von der ich noch nicht weiss, wohin sie mich führen wird, war sehr prosaisch und nichts Ungewöhnliches: ein internationaler Kongress in Polen im Jahr 1978, an dem ich zusammen mit einigen israelischen Wissenschaftlern teilnahm, organisiert von der Sektion für vergleichende Religionsgeschichte des Comité International des Sciences Historiques. Wir waren ein Mediävist, ein Experte für die Frühe Neuzeit und ich als Vertreter für die Moderne. Eigentlich hätte noch ein Historiker an dem Kongress teilnehmen sollen, den die Polen jedoch nicht ins Land liessen, weil er mit seiner Immigration nach Israel gleichsam sein Vaterland verraten hatte. Der Kongress verlief mehr oder weniger so, wie Historikerkongresse verlaufen. Mein Vortrag³ brachte zwar grundlegend neue Ansätze und wurde auch ziemlich beachtet, doch das ging vorüber. Nach der Tagung organisierten die Veranstalter Ausflüge ins ganze Land, nach Lublin, Krakau und an andere schöne Orte, die sich für touristische Ausflüge anboten. Ich sagte meinen Kollegen, dass ich nicht mit ihnen fahren, sondern meine eigene Route wählen und Auschwitz besuchen werde. Gut. Ein Jude fährt Auschwitz besuchen, das ist nichts.

Aussergewöhnliches, obschon es damals nicht so in Mode war, wie es das heute ist.

Einer der Kollegen, der Mediävist – wir kennen uns schon ziemlich lange aus der akademischen Arbeit –, sagte zu mir: «Wenn du nach Auschwitz fährst, dann bleib nicht im Stammlager. Das ist so eine Art Museum. Wenn du schon hinfährst, dann geh nach Birkenau. Das ist das echte Auschwitz.» Er fragte mich nicht, ob ich irgendeine persönliche Verbindung dorthin habe. Wenn er gefragt hätte, hätte ich ihm geantwortet. Ich hätte es nicht geleugnet. Aber er fragte nicht, und so antwortete ich nicht und fuhr hin.

Auf dem Weg entlang des Flusses der Zeit

Ich wollte mit dem Zug fahren, konnte aber keine Fahrkarte bekommen. Deshalb nahm ich einen Flug nach Krakau und von dort ein Taxi, ein klappriges, ziemlich antikes Modell. Ich bat den Fahrer, nach Auschwitz zu fahren. Es war für ihn nicht das erste Mal; er hatte schon öfter ausländische Touristen dort hingefahren. Ich sprach Polnisch, und das gar nicht mal so schlecht, zum Teil noch von damals, zum anderen Teil bestand es aus dem, was ich in der Universität gelernt hatte, und auch meine tschechische Grundlage half mir dabei. Wir fuhren los, und der Fahrer plapperte in einem fort, erzählte, dass ihm sein Wagen gestohlen worden sei und er ihn wiederbekommen habe. Wir fuhren an dem Fluss Wisla entlang, und er erzählte von der «Wisla zla», der «bösen Wisla», die über die Ufer tritt, das Land über-

schwemmt und Mensch und Tier mit sich reisst. Wir fahren über mehr oder weniger asphaltierte Strassen, über Schlaglöcher, und nach und nach reagiere ich nicht mehr auf seine Worte. Ich nehme nicht mehr auf, was er sagt. Ich nehme vielmehr diesen Weg auf. Spüre plötzlich, dass ich an diesen Orten schon einmal gewesen bin. Ich kenne die Schilder. Diese Häuser.

Obwohl es eine andere Landschaft gewesen war, eine nächtliche Winterlandschaft, vor allem in der ersten Nacht, aber dann auch eine Landschaft bei Tag, und ich verstand etwas, worauf ich nicht vorbereitet gewesen war: dass ich in der Gegenrichtung auf jener Strasse fuhr, auf der man uns am 18. Januar 1945 und in den darauffolgenden Tagen hinausgeführt hatte, hinaus aus diesem unheimlichen Getriebe, aus dem, da war ich mir sicher, da waren wir uns alle sicher, es kein Entrinnen gab.

Die nächtliche Reise vom 18. Januar 1945

Jene Reise hat viele Facetten, doch vor allem eine Facette, vielleicht eine Farbe, eine nächtliche Farbe, die sich stärker als alles andere erhalten hat und alles andere übertrifft. Diese Intensität oder vielleicht besser diese nächtliche Farbe, die sich stärker als alles andere erhalten hat und alles andere übertrifft, steht für diese Reise, die man später «Todesmarsch» nannte. Es war ein Weg in die Freiheit, der uns aus jenen Toren hinausführte, von denen keiner zu denken gewagt hatte, dass wir dort je einmal herauskommen würden.

Woran ich mich erinnere – im Grunde erinnere ich mich an alles von jener Reise –, aber das Eindrücklichste ist eben diese Farbe, diese nächtliche Farbe des um uns herum liegenden Schnees, die Farbe einer sehr langen, schwarzen Kolonne, die nur langsam vorankommt, und plötzlich – schwarze Flecken am Rand des Weges:



Ein grosser schwarzer Fleck und noch ein grosser schwarzer Fleck und noch ein Fleck – erst war ich wie trunken von diesem blendenden Weiss, von dieser Freiheit, davon, dass wir das Terrain der Stacheldrahtzäune verlassen hatten, von der offenen nächtlichen Landschaft, von den Dörfern, an denen wir vorbeikamen. Ich schaue auf einen solchen schwarzen Fleck – und es ist die Leiche eines Menschen, und noch ein schwarzer Fleck, und ich verstand, was das war, und diese Flecken wurden immer häufiger, die Toten immer mehr.

Ich achtete darauf, denn je länger der Marsch dauerte, umso schwächer wurde ich, und ich geriet immer weiter zurück, ans Ende des Zuges, in die letzten Reihen, und wer in den letzten Reihen stol-

perte, wer zurückblieb, der wurde erschossen und wurde zu einem schwarzen Fleck am Rand des Weges. Die Schüsse fielen immer häufiger, die Flecken wurden immer mehr, bis, wie durch ein Wunder, zumindest für uns völlig unerwartet, der Zug am ersten Morgen Halt machte.

Ich werde jetzt nicht diesen Todesmarsch beschreiben, auch nicht die Flucht von dort und alles andere. Ich beschreibe hier nur eine Assoziation, die mir bei dem Gerede des Fahrers aus Krakau über die «Wisla zla» kam. Die wand sich entlang jener Strassen, die uns immer näher an Orte brachten, die ich erkannte. Ich erkannte sie gleichsam wie im Traum. Vielleicht habe ich sie auch gar nicht erkannt und nur gemeint, ich würde sie erkennen, aber das ist hier nicht von Belang. Ich verstummte, und schliesslich bat ich auch den Fahrer zu schweigen.

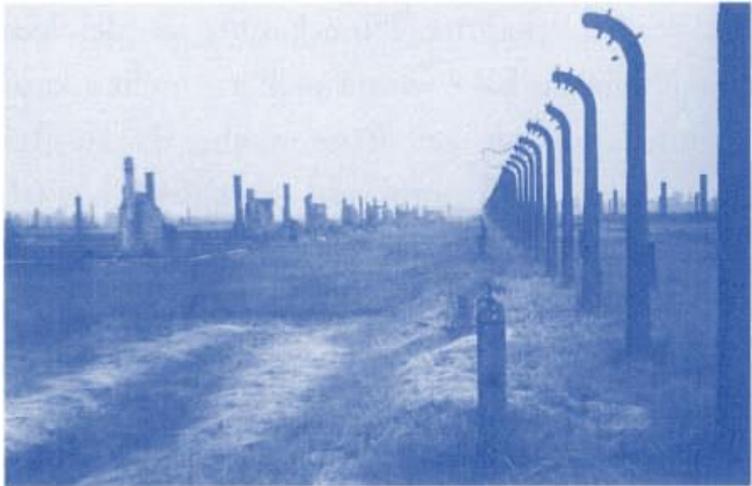
Wir kamen dort an. Ich bat ihn, nicht zu den Museen zu fahren, nicht nach Auschwitz I, sondern, wenn er den Weg wisse, nach Birkenau.

*Das Ziegelsteintor der Metropole. Die Landschaften
des Schweigens und der Verödung von Horizont zu Horizont.
Das Begräbnis von Auschwitz*

Wir erreichten das Tor, jenes Tor aus roten Ziegelsteinen mit dem Turm, durch das die Züge gerollt waren und das ich so gut kannte. Ich bat ihn, vor dem Tor zu warten. Wollte nicht, dass er hineinfuhr. Es war ein verregneter Sommertag, nicht besonders kalt, sondern ein ununterbrochenes lästiges Nieseln – eine Mischung aus Nebel und

feuchter Sicht und völlig schweigend. Wie ein so lästiger Regen schweigen kann.

Nachdem der Fahrer den Wagen geparkt hatte, ging ich die Schienen entlang, zwischen den Gleisen, dort, wo Gras wuchs, durch das Tor. Zum zweiten Mal, aber diesmal zu Fuss. Selbständig. Ich betrat ein Terrain, auf dem ich genau wusste, wohin ich gehen würde: in eines der Lager, das dort sein musste. Doch statt des Lagers erstreckten sich – von einem Horizont zum andern – Reihen, ein ganzer Wald



von gemauerten Schornsteinen, die von den abgerissenen und verschwundenen Baracken übriggeblieben waren, und Betonpfosten, die einzustürzen drohten, jeder in eine andere Richtung, und Stücke rostiger Stacheldraht, links und rechts davon, einige noch am Pfosten befestigt, andere krochen im feuchten Gras. Und das feuchte Gras von Horizont zu Horizont, und das Schweigen. Ein unglaubliches Schweigen. Noch nicht einmal die Stimme eines Vogels. Da war Stille. Da war Leere. Da war die Fassungslosigkeit, dass jene Landschaften, in

denen so viele Menschen zusammengepfercht gewesen waren, wie Ameisen, in Sklavenarmeen, in langen Reihen von Menschen, die sich auf den Wegen bewegten, dass jene Landschaften – nun schwiegen.

Sie waren verlassen. Aber alles war da: Diese unzähligen Betonpfosten – man konnte sie fast noch stolz und aufrecht stehen sehen, wie bei unserer Ankunft, mit ihren ausgespannten Stacheldrähten, wie in der Nacht, als unser Zug einrollte, jener Nacht, die von Ketten von Lichtern erhellt wurde, die kurz über unsere Gesichter huschten, als wir in diesen Korridor des Lichts gelangten, den erleuchteten Korridor der Metropole des Todes.

Aber dies war nicht mehr die Metropole des Todes von früher. Es war eine verödete Landschaft. Aber alles war noch da, nur in einer Art Distanz der Verödung. Und dennoch brennend. Brennend wie an jenem Tag. Nein, diesmal nicht so unschuldig wie damals. Das war jetzt keine Kindheitslandschaft mehr, es war vielmehr eine Land-



schaft von – ich möchte das Wort nicht benutzen – aber es war eine Gräberlandschaft. Auschwitz begrub sich vor meinen Augen. Auschwitz war begraben, aber es erstreckte sich noch immer, wie ein riesiges Grab, von einem Horizont zum andern. Aber alles war da. Ich zumindest konnte alles erkennen.

Auf den Ruinen des Kinderblocks und des Krankenbaus

Der erste Ort, zu dem ich über dieses Gras ging, waren die Grundmauern des Kinderblocks, das kulturelle Zentrum dieses einzigartigen Lagers, über das ich an anderer Stelle sprechen werde. Ich hob einen vergammelten Ziegelstein auf, das Stück eines Ziegelsteins, und nahm ihn mit. Ich war einer inneren Zählung folgend dorthin gegangen. Denn ich erkannte ihn doch, entsprechend den Barackenreihen, deren Grundmauern da noch in Reihen lagen. Ich wusste, dass es der 31. Block gewesen war.

Von dort aus ging ich in einen anderen Teil, dorthin, wo der Krankenbau gewesen war, zu jener Baracke, in der der berühmte Doktor Mengele seine Versuche gemacht hatte, dorthin, wo ich selbst eine Zeit lang an Diphtherie erkrankt gelegen hatte und wo paradoxerweise jene Krankheit, die damals lebensbedrohlich aussah, mir das Leben rettete. Am selben Ort hatte ich auch zum ersten Mal von einem im Sterben liegenden Häftling eine gehörige Portion europäische Kultur vermittelt bekommen, ich, der Junge, von dem er dachte, er werde da vielleicht doch hinauskommen. Und der Junge ist tatsäch-

lich rausgekommen und hat es mitgenommen – aber auch davon werde ich in einem anderen Kapitel erzählen. So weit mein Besuch an den beiden Orten, an denen ich damals tatsächlich gewesen bin, zwei Gebäuden, die ich seinerzeit betreten habe, in denen ich seinerzeit gelebt habe, in denen ich allerlei aufgenommen habe, was mir geblieben ist.

Der Weg zu dem dritten Ort.

«Prometheus im Hades»

Von hier aus führte der Weg unausweichlich zu einem dritten Ort, an dem ich damals und bis zum heutigen Tag gleichsam wohnte und immer geblieben bin, wie ein lebenslänglich Gefangener, in Ketten geschlagen, die sich nicht lösen lassen. Wenn es nicht so anmassend klingen würde, würde ich sagen: «wie Prometheus in Ketten». Aber ich war doch ein Kind, einer, der als Kind in diese Ketten gelegt worden war, und ich blieb in ihnen gebunden in allen Stadien meines Wachstums, bei den Märschen, bei der Flucht, bei der Befreiung und bei allem, was danach kam.

Ich sage, ich bin gefesselt gewesen und gefesselt geblieben, und das deshalb, weil ich gerade dort nie gewesen bin, weil meine Füße dieses Gelände, diese Gebäude nie betreten haben. Ich habe sie umkreist, wie ein Nachtfalter die Flamme. Ich wusste, es war unausweichlich hineinzustürzen. Und doch blieb ich kreisend draussen, willentlich oder nicht – es lag nicht in meiner Hand. Alle meine Freunde,

die bunten Falter, die Schmetterlinge – nicht alle, aber doch fast alle, die dort gewesen sind, sind nicht mehr herausgekommen.

*Der Kreislauf der Wiederkehr zu (und von)
der Metropole des Todes*

Der Ort, zu dem ich nun ging, das waren natürlich die Krematorien. Ich gelangte zuerst, glaube ich, ans Krematorium Nr. 2. Die Nazis hatten es gesprengt, wie auch das Krematorium Nr. 1 gegenüber, und beide sind nur noch als Ruinen erhalten. Sträucher und Bäume wuchsen wild auf seinen Ruinen. Hier nahm ich ein zweites Stück eines Ziegels, schwarz und verrusst.



Danach ging ich auf die andere Seite zum Krematorium Nr. 1, dessen unterirdischer Raum mit der Gaskammer von der Explosion nicht zerstört worden war. Die Treppen, die hineinführten, waren noch da.

Eine eingestürzte Betondecke, wie der gespannte Rücken eines Tigers oder eine Welle Meer, lag über ihr.



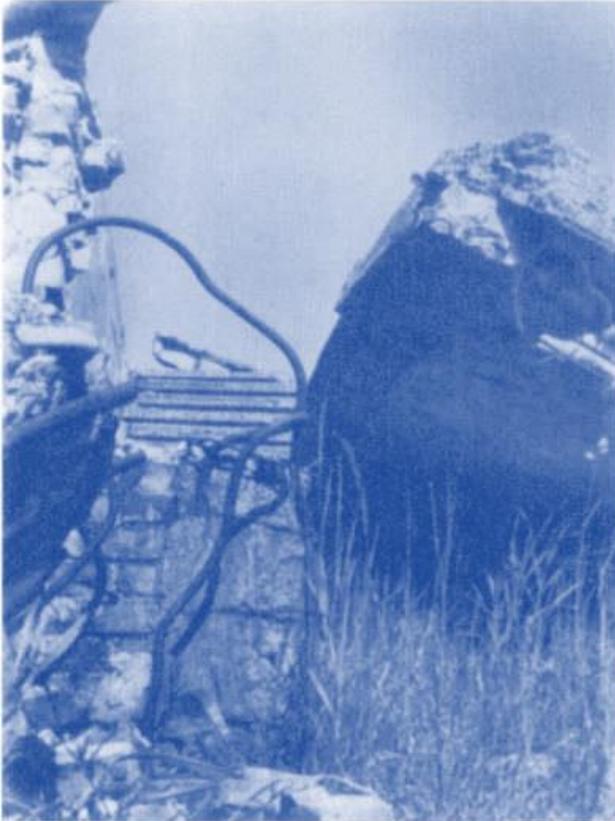
Ich ging einen Weg, den ich nie in meinem Leben gegangen bin, und ich stieg hinab, wie immer wieder in jenen Träumen, in denen ich mit meinen Freunden und allen, die mir nahe waren, hier hinabsteige. Jener Traum, der mich immer dorthin zurückbringt, in dem Wissen, dass es von dort keinen Ausweg gibt, von dem Ort, an den letztlich alle gelangen müssen, weil eben dies das ewige Gesetz dieses Ortes ist. Es gibt kein Entrinnen. Unsere Phantasien von Befreiung und Ende, wie kindliche Phantasien, haben keine Chance. Ein ehernes Gesetz führte alle dorthin, und keiner kam da heraus.

Da alle in einer Nacht umgekommen waren und ich überlebt hatte, wusste ich in diesen Träumen auch, dass ich im letzten Moment ge-

rettet werden würde – nicht aufgrund eines eigenen Verdienstes, sondern aufgrund einer Art Urteil. Dieser nächtliche Traum bringt mich immer zurück zu jener unausweichlichen Gewissheit, nach der ich in dieses Krematorium komme, und auf unmöglichen Wegen, durch Kanäle voll dunklem Wasser, unter Hecken hindurch und durch verborgene Öffnungen grabe ich mich unter dem Stacheldrahtzaun hindurch und gelange in die Freiheit, fliehe, springe auf einen Zug, und auf einem dunklen, verlassenen Bahnhof ruft man aus einem Lautsprecher meinen Namen, und ich werde zurückgebracht, muss zurückkehren an diesen Ort, den ich erreichen muss, das Krematorium. Und so sehr ich weiss, dass ich gefangen werden muss, so weiss ich auch, dass ich wieder entkommen werde. Das ist eine Art Kreislauf, wie bei Tantalus oder Sisyphus, oder welchen Mythos man auch immer bemühen will, ein *Circulus vitiosus*, der einen immer an denselben Ort zurückbringt.

Ich hatte beschlossen, diese Stufen hinabzusteigen. Ich wusste, dazu musste ich zunächst auf die geborstene Welle des Daches steigen. Ich kletterte hinauf, ging das Dach ganz entlang, verharrte eine Weile und stieg schliesslich die Treppe hinunter. Stufe für Stufe. Dort, wo jene hinuntergegangen waren, an deren Namen und an deren Gestalten ich mich erinnerte, und all jene, Abertausende, die ich gesehen hatte, wie sie in endlos langen Reihen in den Krematorien verschwanden, und danach hatte ich mir vorgestellt, wie sie in Feuer und Flammen in den erhellten nächtlichen Himmel über den Schornsteinen der Krematorien aufstiegen. Schliesslich kam ich unten an.

Die Gaskammer selbst konnte man nicht betreten, denn ihr Dach war eingestürzt und versperrte den Eingang. Deshalb machte ich schliesslich kehrt und ging langsam diese Stufen wieder hinauf.



Der Weg zurück

Ich kam aus den Ruinen heraus und begab mich zum Ausgang von Birkenau. Durch dasselbe Tor, durch das ich hereingekommen war. Ich ging zu meinem Fahrer, und ohne ein Wort zu sagen gab ich ihm

meine alte Leica, die mich beim Wandern durch diese Landschaften begleitet hatte. Er machte eine Aufnahme des Torhauses mit dem eisernen Gittertor, und davor meine Gestalt, zweigeteilt.



Danach, wieder ohne ein Wort zu sagen, fuhren wir los.

Im Flugzeug, das furchtbar hin- und hergeworfen wurde – es war eine kleine Maschine –, schrieb ich ziemlich wahnsinnige Sachen in mein Tagebuch. Ich habe sie auch als Brief an jemanden geschrieben, weiss aber nicht, ob dieser Brief erhalten ist.

So begann meine Rückkehr, meine Auseinandersetzung mit der Rückkehr – nicht im Traum, sondern bei Bewusstsein – in die Metropole des Todes.

2

Zwischen Theresienstadt und Auschwitz

Das Eintauchen in jene Zeit beginnt zwischen Theresienstadt und Auschwitz. Genauer gesagt – auf dem Weg in die Metropole des Todes. Die Routine des Verschickens von Zehntausenden Deportierten in Viehwaggons muss ich nicht beschreiben, doch mit ihr verbunden ist eine besondere Begebenheit, an die ich mich erinnere, eine Erinnerung, die immer wiederkehrt: In einem solchen Waggon kletterten wir, meine Mutter und ich, irgendwie hoch zu einer Luke, die von aussen mit Stacheldraht verspannt war, und als wir durch Böhmen fuhren – wohin genau, das wussten wir noch nicht –, zog meine Mutter ein Notizblöckchen heraus, das sie bei sich hatte, schrieb ein paar Zettelchen und warf sie hinaus, in den Wind, auf die Felder. Auf ihnen stand die Adresse meiner Tante, die noch in Böhmen war, und an die Worte erinnere ich mich bis heute: «Wir fahren nach Osten. Wir wissen nicht wohin. Wer diesen Zettel findet, wird gebeten, ihn an die obenstehende Adresse zu schicken.» Die Zettel sind angekommen. Das erfuhren wir nach dem Krieg. Doch aus Sorge um ihre Sicherheit hat meine Tante sie auf der Stelle vernichtet, und keiner von ihnen ist erhalten.

Ich erinnerte mich an diese Begebenheit, als ich vor Kurzem ein Gedicht meines verstorbenen Freundes Dan Pagis las, in dem sich diese Episode wiederfindet. Ich weiss nicht, ob ich sie ihm erzählt habe oder ob es eine Episode ist, die sich damals unzählige Male ähnlich ereignet hat. Bei ihm geschah sie Eva und ihrem Sohn Abel, und die Nachricht, die die Finder weitergeben sollen, gilt ihrem grossen Sohn, Kain.

Das Gedicht von Dan Pagis, dem er die Überschrift gab: «Mit Bleistift geschrieben im verplombten Waggon», lautet folgendermassen:

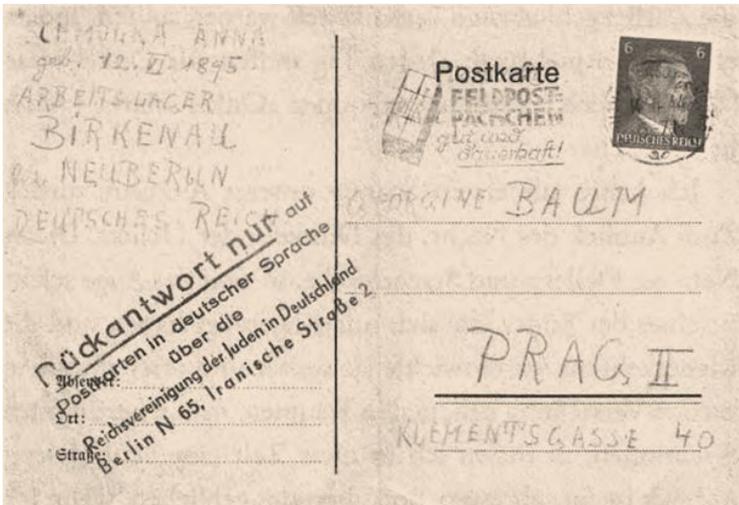
hier in diesem Transport
bin ich Eva
mit Abel meinem Sohn
wenn ihr meinen grossen Sohn seht
Kain Adams Sohn
sagt ihm dass ich⁴

Lichtflur zur Metropole des Todes

Wir kamen in Auschwitz an. Als wir näherkamen – natürlich wussten wir nicht, wo wir waren –, sahen wir als Erstes Ketten von flackern-dem Licht, Lichter, die an einem elektrisch geladenen Netz aus Stacheldraht hingen, ausgespannt zwischen oben gekrümmten Betonpfeilern, alle in gleicher Form, und ihre Reihen, die Reihen, so schien es uns, waren kilometerlang. Um uns herum lauter Lager, ein Recht-

eck nach dem andern, von Licht erleuchtet und mit Reihen von Baracken. Während wir auf diesem Gleis zwischen diesen Lagern hindurchfahren, verstand meine Mutter, die an sich optimistisch war, dass es hier dass man hier nicht mehr rauskam. Sie begriff, dies war, was ich später in meiner privaten Mythologie immer wieder die «Metropole des Todes» nennen würde.

Es war die Ironie des Schicksals, dass wir, meine Mutter und ich – ich war damals zehn Jahre alt –, uns freiwillig für den Transport von Theresienstadt nach Auschwitz gemeldet hatten, weil ihre Mutter, also meine Grossmutter, und Mutters Schwester samt deren Sohn – im Grunde die ganze Familie, die wir zu diesem Zeitpunkt dort noch hatten – mit diesem Transport an eben jenen unbekanntem Ort gebracht werden sollten. Wir hatten uns freiwillig gemeldet, um zusammenzubleiben, und ich hatte meinen Freunden im Kinderheim in Theresienstadt versprochen, dass ich ihnen schreiben würde, sollte dieser



Liebe Freunde. Vor allem danken wir
 für die regelmäßigen Briefsendungen, Süßgebäck
 und anderes über die wir uns, auch von
 Uditshy sehr freuen. Wir sind mit unserer
 Jüdischen und Kolliner beisammen. Mit Onkel
 Hlad sind wir täglich zusammen.
 Wir sind alle gesund und hoffen von
 Hand dasselbe bald zu hören. Wir freuen
 uns, daß Ihr an uns nicht vergessen habt.
 Umarme und Küsse von uns allen
 Familie Schmolke

25 II / 44.

neue Ort besser sein. Vielleicht würde es sich ja auch für sie lohnen zu kommen. Und wir haben geschrieben. Postkarten. Ich selbst nicht, aber unter den Karten, die geschrieben wurden, waren auch solche, die die Zurückgebliebenen verschlüsselt warnen sollten, indem es zum Beispiel hiess: «Jeden Tag treffen wir Onkel Hlad [hlad, tschech.: Verhungern]» oder «Onkel Mavet [mavet, hebr.: Tod].»

Ich kehre zur ersten Stunde unserer Ankunft zurück. Zum Anblick der Nacht, des Dunkels, der Lichter. Dieses Netz aus Pfeilern und Stacheldraht, so weit das Auge reicht, ist eines der Bilder, die sich mir eingepägt haben und die wiederkehren; ich entwickle sie weiter und erschaffe sie in meiner Vorstellung neu, mal in Träumen, mal in bestimmten Situationen, in denen ich in diese Zeit eintauche. Dieser Anblick ist mir als etwas Bezauberndes geblieben, wenn ich

es so nennen kann, jene frische Nacht mit den lebendigen Lichtern, in der die Kolonne, todmüde, verdurstend, an die Tore jener Metropole gelangte.

*Das «Familienlager» – das Rätsel seiner Ausnahme
von der Ordnung der «Endlösung»*

Binnen kurzer Zeit befanden wir uns in einem der Lager. Alle zusammen – Frauen, Kinder und Alte. Erst einige Tage später erfuhren wir, ein Wunder war geschehen, ein Wunder, dessen Bedeutung keiner verstand. An dieser Rampe, jenem Bahnsteig, an dem wir ausgestiegen waren, wurde jede Gruppe von nach Auschwitz Deportierten mit derselben, hinlänglich bekannten Prozedur empfangen: der Selektion, nach der die meisten Menschen in die Gaskammern geschickt wurden; eine Minderheit, die Arbeitsfähigen, wurde nach der Desinfizierung und dem Umtausch ihrer Kleider in Häftlingskluft in eines der Arbeitslager innerhalb von Auschwitz geschickt. Bei unserem Transport kamen jedoch alle ins selbe Lager, man hat unser Haar nicht rasiert, hat uns unsere Kleider gelassen, und die Häftlinge, die schon länger hier lebten, erklärten uns, dies sei eine Seltsamkeit, die keiner von ihnen verstehe.

Unter den «alteingesessenen» Häftlingen, die unser Lager kurz nach unserer Ankunft im September 1943 besuchten, gab es einen, der seit 1939 in verschiedenen Konzentrationslagern und seit 1942 in Auschwitz war: mein Vater. Er hatte uns gefunden, hatte uns unter den aus Theresienstadt Kommenden erkannt – er wusste, dass wir aus

Theresienstadt kommen würden – und hatte uns, meine Mutter und mich, gesucht. Er erklärte meiner Mutter und im Grunde allen Häftlingen die Bedeutung des Schauspiels, das sich an der Rampe abspielte, wenn Tag für Tag Züge voll Häftlingen ankommen, dort selektiert werden und sich dann in langen Prozessionen in Richtung der Backsteinhäuser mit den grossen Schornsteinen bewegen, aus denen Tag und Nacht Flammen und Rauch aufsteigen. Er erklärte uns, was Selektionen sind, was Krematorien, was Gaskammern – was Auschwitz-Birkenau ist, das Zentrum eines Geschehens, dessen Wurzeln und Entwicklung ich Jahre später, ohne mich dafür je entschieden zu haben, zu erforschen hatte.

Was war dieses Lager, das offiziell Bllb oder im Munde der Häftlinge «Familienlager» hiess, weil in ihm ganze Familien untergebracht waren, was in anderen Lagern nicht vorkam? Wie war dieses «Wunder» zu deuten, was war der Zweck dieses Lagers? Das wusste seinerzeit niemand, auch nicht nach seiner Liquidation, einer Liquidation, die auf die schlimmste Art geschah, schlimmer wohl als die «übliche Prozedur» in Auschwitz, mit ihren Selektionen. All das habe ich in einem wissenschaftlichen Artikel beschrieben, dem einzigen, in dem ich mich mit dem Thema der Konzentrationslager beschäftigt habe. Er beruht selbstverständlich völlig auf Dokumenten, die ich zum Teil in deutschen Archiven gefunden habe. Darin beschreibe ich die Dinge in der dritten Person, wie jemand, der eine entfernte historische Realität schildert.⁵

Doch gibt es Dinge, die in diesen Artikel nicht eingegangen sind, aber mir als mächtige Erlebnisse blieben. An einige erinnere ich mich häufiger, an andere seltener.

Der Kinder- und Jugendblock

Am Anfang steht die Erinnerung an die ersten Tage, als in dem entsetzlichen Durcheinander der Häftlinge in den Baracken auf dem gestampften Lehm ein Mann erschien, den wir gut aus dem Ghetto Theresienstadt kannten; Freddy Hirsch – ein angesehener junger Mann, der bei den Jugendlichen Autorität besass, ein *madrichj* ein Athlet, an dessen Taten wir uns aus der gemeinsamen Zeit in Theresienstadt noch erinnerten. Er hätte hier zu einem Lagerkapo ernannt werden müssen, doch überraschend bat er darum, ihn von diesem Amt freizustellen; er wolle sich mit etwas anderem beschäftigen, und schnell wurde uns klar, womit: Er versammelte alle Kinder und Jugendlichen in einer grossen Baracke, einem «Block», wie man es dort nannte, und widmete sich zusammen mit einem von ihm ausgesuchten Team von *madrichim* ganz dieser Jugend und ihrer Erziehung. Diese Baracke wurde binnen kürzester Zeit zum Zentrum des kulturellen und geistigen Lebens an diesem Ort. Und ich meine das ohne jede Einschränkung: Es war ein Ort, an dem Theateraufführungen und Konzerte stattfanden, und dies, natürlich, hundertfünfzig oder zweihundert Meter von der Selektionsrampe und drei- bis vierhundert Meter von den Krematorien entfernt. Die Erlebnisse von dort, an die ich mich erinnere, bilden zweifelsohne das ethische Fundament meiner Einstellung zur Kultur, zum Leben, zu fast allem; es wurde bei mir im Alter von zehn bis elf Jahren gelegt, in jenen wenigen Monaten zwischen September 1943 bis zur Liquidierung des Lagers im Juli 1944.

Woran ich mich in diesem Block erinnere? Zunächst, woran ich mich nicht erinnere: Erst vor Kurzem traf ich einen der Jungen, die mit mir in diesem Block waren. Er lebt heute in Australien. Ihn trieb die Frage um, so erzählte er mir in unserem Gespräch, ob es, als wir dort lernten, Bänke gab oder ob wir auf dem festgestampften Lehm-boden sassen. Er konnte sich nicht daran erinnern, was und wie wir gelernt hatten, doch ihn beschäftigte der visuelle Aspekt. Dieses Detail konnte ich unter keinen Umständen aus meiner Erinnerung her-aufholen. Ich wusste nicht mehr, ob es dort Bänke oder einen festge-stampften Lehm-boden gegeben hat. Als ich versuchte, mir Bänke vor-zustellen, standen mir die Bänke im Speisesaal des Kibbuz in Israel vor Augen, und ich begriff, dass sie nicht von dort waren. Ich erin-nernte mich an den gestampften Lehm-boden, doch dieses Bild stammte vom ersten Anblick der Baracken, die ich direkt nach unserer Ankunft sah.

Absolut klar erinnere ich mich an unsere erste Geschichtsstunde. Dort hörte ich zum ersten Mal von den spannenden Manövern in der Schlacht bei den Thermopylen und die ganze Geschichte der Perser-riege. Ich weiss auch noch, dass mich diese Stunde so faszinierte, dass ich mir beinahe jedes Wort merkte, und als ein Inspektor er-schien – es gab tatsächlich so ein System der Selbstkontrolle, das prü-fen sollte, wie viel die Schüler mitbekamen –, feuerte ich, der Kleinste unter allen, die ganze Salve spannender Geschichten über den ersten und zweiten Perserkrieg ab, die grosse Seeschlacht von Salamis, die Schlacht bei den Thermopylen und den bewegenden letzten Satz des Marathonläufers. Dies war kein tiefes Erlebnis, ich hatte tiefere und

stärkere, aber es war, wie mir scheint, das erste Erlebnis von dort. Mit einem Lächeln erwäge ich manchmal die Möglichkeit, dass mein Interesse für Geschichtsforschung – an der ich, als ich als junger Mann zur Universität kam, zunächst keinerlei Interesse und Reiz finden konnte –, dass dieses Interesse, das mich vielleicht für meinen späteren Beruf prägte, bei dieser ersten Begegnung geweckt wurde. Wer weiss?

Sehr viel bewegender und für mich von bleibenderem Eindruck war die Tatsache, dass in dieser Baracke künstlerische Aufführungen stattfanden, an denen wir teilnahmen. Eine davon, die grossartigste, war eine ganze Kinderoper, die wir dort aufführten. Ich erinnere mich, an vielen Proben teilgenommen zu haben. Die Aufführung selbst konnte ich nicht mitsingen, weil ich zu der Zeit mit Diphtherie im Krankenbau lag, einer Krankheit, die unter den herrschenden Umständen tödlich verlaufen konnte, die aber auf paradoxe Weise mein Leben retten sollte. Dies alles war so bewegend, weil wir so enorme Anstrengung darauf verwendeten, die Texte auf Deutsch vorzubereiten, die Texte und Lieder auswendig zu lernen und alles Weitere vorzubereiten, darunter auch die Kulissen an die Wände zu malen.

Doch noch stärker sind mir die satirischen Darbietungen in Erinnerung geblieben, an denen ich mitwirkte: Jede Gruppe sollte eine fiktive zukünftige Situation vorstellen, die in der Wirklichkeit von Auschwitz verankert war. An viele Aufführungen kann ich mich nicht im Einzelnen erinnern, aber ich erinnere mich an einen Sarkasmus, den die Kinder und die Jugendleiter sehr gut verstanden. Unsere Gruppe führte «Das himmlische Auschwitz – das irdische Ausch-

witz» auf: Als Neankömmlinge im Himmel entdeckten wir zu unserer Verwunderung, dass es in der oberen Welt Selektionen und Krematorien gab. Oder in einer anderen Szene der Aufführung: dass zur

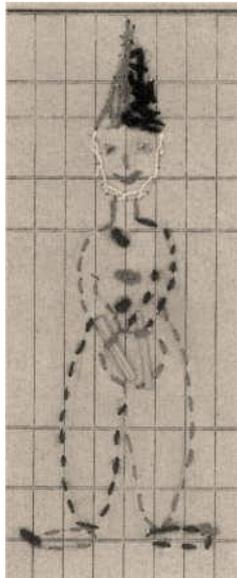


10

Verwunderung des im himmlischen Auschwitz operierenden Chirurgen dieselben Läuse, die Überbringer des Auschwitzer Seuchentodes, in den Gedärmen des Patienten entdeckt wurden.

Ausserdem erinnere ich mich gut daran, dass bei unseren Aufführungen im Publikum auch SS-Leute sassen, unter ihnen Mengele und ein anderer Arzt mit Namen Lucas, gegen den ich später im Auschwitz-Prozess in Frankfurt ausgesagt habe. Diese kryptischen Anspielungen, diese Geheimsprache funktionierte so, dass wir, die Kinder und auch die Jugendleiter, beide Aspekte dieser Situation ausdrückten. Ob diese Zuschauer das mitbekamen oder nicht – für uns war es wichtig. Dieser Humor, dieser schwarze Humor, und unsere Witze, auch ausserhalb der Aufführungen, über den einzigen Weg, wie man aus Auschwitz herauskommt – durch den Schornstein, den Schorn-

stein der Krematorien! Witze dieser Art, und auch die besondere Sprache, die wir entwickelten, in der wir uns unterhielten, auch sie ist eine Schöpfung, die dort entstand, und ich erinnere mich an nichts ähnlich Kreatives und Abgründiges im Verlauf meines weiteren Lebens. Ich habe diese Sprache später nicht mehr verwendet, ausser mit zwei mir sehr nahen Menschen hier in Jerusalem, lang, lang nach dem Krieg: mit einem der Jugendlichen, die damals dort mit mir zusammen waren, dem Maler Jehuda Bacon, und mit meinem besten Freund, dem in deutscher Sprache schreibenden Lyriker Gerschon Ben-David,⁷ Frie-de ihm, der sich, obwohl er nicht selbst im Lager gewesen war, alle Feinheiten dieser Ironie aneignete und es uns so ermöglichte, in ihr einen «spielerischen» Dialog von ganz besonders schwarzem Humor zu führen.



Der Grosse Tod und der Kleine Tod

Dort, in diesem Lager, gab es noch andere Vergnügungen. Als Kinder wollten wir unbedingt wissen, ob der Stacheldraht des elektrischen Zauns wirklich unter Strom stand, eine Frage, die uns keine Ruhe liess. Wir schlichen uns an ihn heran, tagsüber, nicht nachts, und wetteten, wer es wagen würde, den Draht zu berühren, und am Leben bliebe.

Tagsüber stand der Zaun meist nicht unter Strom. Unsere Angst war gross, aber die Notwendigkeit, diese kleine Angst zu besiegen, war grösser. Die grosse Angst vor den Krematorien und dem unabänderlichen Gesetz, das zu ihnen hinführte, konnte man nicht besiegen. Das Besiegen der Angst durch den Mut und die bewusste Selbstgefährdung der Kinder, um dieses untergeordnete System des Todes –



einen Zaun, der nicht beziehungsweise nur in bestimmten Fällen dazu diente zu töten – zu prüfen, war für sich genommen schon eine grosse Sache.

Dies waren die ungeplanten Vergnügungen, ausserhalb des Kinderblocks. Weniger amüsant waren andere Anblicke, die ich nur selten zu sehen bekam oder mir nur sehr selten zu sehen erlaubte: die Haufen von Leichen, Skeletten gleich, die schwer zu beschreiben sind – nur Haut und Knochen. Skelette, nur noch von gelber Haut bedeckt. Nachts brachte man die Skelette durch die Hintertür aus den Blocks, und dann wurden sie eingesammelt. Wir lebten im Kinderblock in einer Art geschütztem Raum, aber nachts schliefen wir bei den Eltern, ich bei meiner Mutter. Jeden Morgen war ich diesem Anblick ausgesetzt. Ich ging schnell daran vorüber. Aber diese Bilder sind mir geblieben.

Viele andere Dinge sind mir nicht geblieben. Wenn ich die Welt von Auschwitz und ihre Realität betrachte – als Junge von zehn Jahren habe ich diese scharfe, brutale, zerstörerische Dissonanz und Pein wohl nicht gespürt, die jeder erwachsene Häftling erlebte, der aus seiner Welt der Kultur mit ihren Normen herausgerissen worden war und in eine Konfrontation mit den Normen der Grausamkeit und des Todes geworfen wurde. Diese Konfrontation, die jeder Häftling, der am Leben blieb, durchlebte und die fast immer einen Teil des Schocks ausmachte, der ihn oft schon nach kurzer Zeit niederstreckte – sie existierte für mich nicht. Denn das war die erste Welt und die erste Lebensordnung, die ich kennenlernte: die Ordnung der Selektionen und der Tod als einzige Gewissheit, die die Welt regiert. All dies wa-

ren beinahe selbstverständliche Dinge. Ich sage nicht, dass ich mich nicht sehnte, plötzlich einfach nach Hause zurückzukehren in die Sicherheit und in die Freiheit, die ich verloren hatte, deren Verlust ich schon in Theresienstadt empfunden hatte, wenn ich auf den Mauern der Kasematten stand und auf die blauen Landschaften in der Ferne schaute, die unerreichbar geworden waren. Anders als in Theresienstadt, war hier jedoch völlig klar, dass keiner je lebend rauskommen würde.



13

Der Tod war eine elementare Gegebenheit, deren Herrschaft über jeden von uns nicht in Frage gestellt werden konnte.

Wie gesagt, diese scharfe Konfrontation existierte für mich nicht in derselben Form, zumindest nicht in jener Baracke des Kinderblocks. Dort begegnete ich zum ersten Mal der Geschichte, beinahe zum ersten Mal der Musik und auch dem Tod. Auch den Skeletten und auch den Selektionen, die wir aus der Ferne sahen. Und wir wussten Bescheid. Und auch solche Bilder hielten uns gefangen, beunru-

higten uns, gehörten aber zu unserem Alltag: die Bilder, vor allem gegen Abend, wenn der Himmel langsam dunkel wurde und wir zu den Krematorien schauten, die still und stetig brannten, die einige Meter hohen Flammen, die aus den roten Backstein-Schornsteinen aufschossen, und der Rauch, der über diesen Flammen emporstieg, und dann dieses Rätsel, das mich und wohl uns alle beschäftigte: Wie geschieht es, dass das Leben, das massenhaft in langen Schlangen dort hineinströmt und von diesen Gebäuden aus rotem Backstein mit den schrägen Dächern verschluckt wird, dass dieses Leben zu Flammen wird, zu Licht und Rauch, sich auflöst und in demselben Himmel verschwindet, der langsam dunkel wird? Und auch im sternenübersäten Nachthimmel brennt das Feuer still weiter. Das gehörte zum Alltag. Und dennoch, das Rätsel des Lebens, eine Wissbegierde über solches Leben und Sterben drang irgendwie in uns ein.

Die Ode an die Freude

In diesem Lager passierten noch einige sehr aussergewöhnliche Dinge. Sie blieben in der einen oder anderen Ecke meiner Erinnerung hängen und wurden ein Teil meiner ganz persönlichen Mythologie. Eine solche Erinnerung – und ich rede jetzt nicht von der Liquidierung des Lagers und von Ereignissen, die das Schicksal aller betrafen, sondern nur von mir selbst –, eine besonders bizarre Episode ist in zwei sehr merkwürdigen Etappen in meinem Gedächtnis hängen geblieben und von diesem wohl weiter geformt worden.

Im Kinderblock gab es einen Chorleiter. Er hiess, so erinnere ich mich, Imre.⁸ Ein grosser, gewaltiger Mann. Er stellte einen Kinderchor zusammen, und wir hielten Proben ab. Ich weiss nicht mehr, ob wir auch auftraten (nicht im Rahmen der Opernaufführung, das war etwas anderes). Die Proben fanden fast immer in einem der langen Räume statt, also in einer jener langen Baracken, die den Häftlingen als Waschraum dienten. Es gab dort Leitungen über eine Länge von fünfzig Metern mit eingebohrten Löchern – ein ausgezeichnetes deutsches Patent, dem ich später, nach dem Krieg, als ich in Ostberlin ankam, auf den Toiletten des Bahnhofs Friedrichstrasse wiederbegegnete. Der Anblick brachte mich binnen Sekunden zu jenem Ort in Auschwitz zurück. Aber das ist eine andere Sache.

Diese Baracke hatte eine ausgezeichnete Akustik, natürlich nur, wenn keine Häftlinge drin waren. Morgens oder abends nach der Arbeit drängten sich hier Tausende, aber tagsüber war sie leer. Dort hielten wir in den Herbstmonaten, wir waren im September angekommen, in den Herbst- und Wintermonaten von 1943 unsere Proben ab. Ich erinnere mich vor allem an ein Stück, das wir sangen, und erinnere auch noch den Text: Es ging um Freude und Brüderlichkeit unter allen Menschen; die Worte hinterliessen bei mir keinen besonderen Eindruck, und ich bin sicher, ich hätte sie ganz vergessen, wenn es nicht noch eine Szene gegeben hätte, bei der mir das Erlebnis, die Melodie und die Worte wieder einfielen. Etwa ein halbes Jahr später – das Familienlager gab es längst nicht mehr, die meisten Häftlinge waren bereits verbrannt oder als Arbeitssklaven ins ganze Reich verschickt

worden, und von den Jugendlichen lebten nur noch ein paar Dutzende, und wir waren ins Männerlager, das grosse Sklavenlager, verlegt worden –, da kam ich auf abenteuerliche Weise an eine Mundharmonika. Ich lernte sie zu spielen und spielte, was mir eben so einfiel, unter anderem auch eine Melodie, die wir im Kinderchor gesungen hatten. Sie ging ungefähr so:



In einem jener seltenen Augenblicke der Ruhe im Lager spiele ich diese Melodie, und ein junger jüdischer Häftling aus Berlin kommt zu mir – ich war damals elf Jahre alt – und sagt: «Weisst du, was du da spielst?» Und ich sage ihm: «Was ich da spiele? Diese Melodie haben wir in diesem Lager gesungen, das es schon nicht mehr gibt.» Da erklärte er mir, was ich spielte, was wir dort gesungen hatten und was die Worte bedeuteten. Ich glaube, er versuchte auch, mir das furchtbar Absurde dieser Situation zu erklären, das entsetzliche Staunen, dass ein Loblied auf Freude und Brüderlichkeit unter den Völkern, Schillers «Ode an die Freude» aus der Neunten Symphonie von Beethoven, in Auschwitz vis-à-vis der Krematorien gesungen wird, nur ein paar hundert Meter entfernt von dem grössten Hinrichtungsort, von dem grössten Brand, den die Menschheit, die dort besungen wird, je erleb-

te, und das im selben Moment, in dem wir darüber sprachen, und in all den Monaten, die wir dort waren.

Eigentlich wusste ich da schon, wer Beethoven war, anders als beim ersten Mal, als wir ihn gesungen hatten. Denn zwischen dem Zeitpunkt, als wir im Chor sangen, und dem überraschenden Moment der Entdeckung und des Erkennens der Melodie habe ich mit Diphtherie im Krankenhause gelegen, und über mir lag ein junger Häftling, so um die zwanzig. Er hiess Herbert. Ich glaube, er ist nicht mehr gesund geworden, und wenn doch, dann fand er sein Ende sicher in der Metropole des Todes. Wir beide hatten ein unterhaltsames Spiel, das vor allem er genoss: Er vermittelte und erklärte mir etwas von dem kulturellen Reichtum, den er in seinem Leben angesammelt hatte, und übergab ihn mir gleichsam als Erbe. Als Erstes bekam ich von ihm ein Buch, das einzige, das er besass, und ich las es. Es beginnt mit der Beschreibung einer alten Frau und eines jungen Mannes, der mit einer Axt auf sie einschlägt, sie ermordet und sich damit quält – *Schuld und Sühne* von Dostojewski. Das hatte er nach Auschwitz mitgenommen. Es war das erste Werk grosser Literatur, das ich las, seitdem ich mit neun Jahren von der elterlichen Bibliothek in der Tschechoslowakei weggerissen worden war. Und es blieb nicht bei Dostojewski. Weiter ging es mit Shakespeare, Beethoven, Mozart, alles, was er nur an europäischer Kultur in meinen Kopf hineinbekam, und ich konnte eine ganze Menge aufnehmen.

Nachdem mir also klar wurde, dass ich auf der Mundharmonika Beethoven zu Schillers Text spielte, begann ich nachzudenken, und seitdem frage ich mich, was die Beweggründe für diese Entscheidung

des Chorleiters gewesen sein mögen, was es jenem Imre bedeutete, den ich bis heute als grosse, grobschlächlige Gestalt vor mir sehe, in der blaugestreiften Häftlingskluft mit den grossen Holzschuhen, mit den riesigen Händen, mit denen er den Chor zusammendrängt und anhebt, und wir singen wie kleine Engel zum lautlosen Brennen der Flammen. Aus der Ferne begleiten unsere Stimmchen die dunklen Kolonnen, die ganz langsam in den Krematorien verschwinden.

Damals fragte ich mich, und ich frage mich bis zum heutigen Tag, was diesen Imre dazu bewegt hat – nicht, den Kinderchor zusammenzustellen, denn man kann sagen, dass man in diesem Kinderblock ja irgendwie bei Verstand bleiben und uns irgendwie beschäftigen musste –, sondern woran er geglaubt hat. Mit welcher Absicht hat er diesen Text gewählt, einen Text, der als das universale Manifest eines jeden gelten kann, der an die Würde des Menschen, an humanistische Werte und an die Zukunft glaubt – im Angesicht der Krematorien, an diesem Ort, wo die Zukunft das vielleicht einzig Sichere war, das es nicht gab? War es eine Art Protestakt, vielleicht absurd, vielleicht völlig zwecklos, aber ein Versuch, nicht aufzugeben und nicht den Glauben zu verlieren, und das Festhalten an jenen Werten, die letztlich nur von diesen Flammen vernichtet werden konnten und nicht von all dem, was ihnen an diesem Ort vorausging? Solange der Mensch atmet, atmet er Freiheit – irgendetwas in dieser Art?

Das ist die eine Möglichkeit, eine sehr schöne, aber es gibt noch eine andere, die vermutlich weitaus wahrscheinlicher ist und sich manchmal geradezu aufdrängt. Die Möglichkeit, dass dies ein Akt von extremem Sarkasmus war, an der äussersten Grenze eines Amü-

sements, das sich ein Mann erlaubte, der eine Gruppe argloser Kinder in seiner Obhut hatte und ihnen arglose Werte einflösste – erhabene, wunderbare Werte –, obwohl er selbst wusste, dass diese Werte keinen Sinn und keinen Zweck haben und bedeutungslos sind. Ein beinahe dämonisches Amüsement, den Tag und Nacht lautlos brennenden Flammen und den Kolonnen, die in den unersättlichen Krematorien verschlungen wurden, eine Begleitmelodie zu singen.

Die zweite Erklärung erscheint zumindest logischer. Die erste aber ist sehr verführerisch, man würde sie gerne glauben. Vielleicht glaube ich an sie. Vielleicht hat sie mich beeinflusst, sogar sehr beeinflusst, und viele Dinge geprägt, mit denen ich mich beschäftige und an die ich glaube. Aber oft denke ich auch, dass ich mich hier an eine Illusion klammere, die ich auf verschiedene Arten weitergebe. Denn dieser abgründige, extremste Sarkasmus, der alle Grenzen des Erträglichen überschreitet, kann auch als Massstab für sehr viel alltäglichere Variationen dieser Realität in einer Welt dienen, die nicht nach dem unerschütterlichen Glauben eines Beethoven und eines Schiller an sich verfährt, sondern nach Beethoven und Schiller, die schon einmal im Angesicht der Krematorien von Auschwitz gesungen worden sind. Das freilich ist ein Teil meiner ganz persönlichen Mythologie. Ich kehre öfter dorthin zurück, und es beschäftigt mich auch in beruflichem Kontext, selbst wenn ich diese Episode niemals direkt erwähne. Aber wenn ich die Kontinuität der gesellschaftlichen Normen, ihrer kulturellen und moralischen Werte erkläre, die von der nationalsozialistischen Machtergreifung bis an die Schwelle der



Mordgruben und der Krematorien reichte – dann neige ich, oft vielleicht unbewusst, dazu, mich für jene völlig aussichtslose Demonstration zu entscheiden, als die einzig mögliche Reaktion in dieser Situation. Dennoch denke ich, wie gesagt, dass die Illusion hier manchmal viel grösser ist als der schneidende Sarkasmus oder das zynische Spiel dessen, der es angesichts des massenhaften Todes dort noch immer hatte spielen können. Dieser Ansatz war vielleicht, ich will nicht sagen realistischer, aber authentischer.

Für mich bleibt die Frage offen, so wie die nach beiden Seiten geöffneten Arme von Imre, die geöffnet blieben. Die Entscheidung zwischen links und rechts, oder wann ich mich für links und wann für rechts entscheide – das macht im Grunde den Zusammenhalt meiner Existenz aus, meiner Beschäftigung mit der Vergangenheit und der Gegenwart von damals bis heute.

Endgültige Liquidation des «Familienlagers»

Nach sechs Monaten, im Verlauf einer Nacht, wurden alle fünftausend – oder alle, die von den fünftausend, die mit uns im September 1943 ankamen, noch übrig waren – vernichtet. In jener Nacht im März 1944 starben sie fast alle in den Gaskammern, abgesehen von einigen wenigen, die zufällig im Krankenbau waren und am Leben gelassen wurden, um die anderen in die Irre zu führen – die Patienten, zu denen meine Mutter und ich gehörten – und die Ärzte. Diejenigen, die mit späteren Transporten ankamen, wussten, dass sie wie ihre Vorgänger noch etwa sechs Monate zu leben hatten. Warum? Niemand wusste es.

Als ich aus dem Krankenbau zurückkehrte, spielte sich das gesamte Leben im Lager in der unausweichlichen Gewissheit ab – wie der Sand einer Sanduhr unerbittlich rieselt –, dass die Tage gezählt waren und im Krematorium enden würden.

Die Liquidation begann im Juli, und dieses Mal auf andere Weise. Jeder im Lager durchlief die «normale» Selektion, das übliche Verfahren in Auschwitz. Die Arbeitsfähigen wurden in Arbeitslager ins Reich verschickt, unter denen sich auch meine Mutter befand, die anderen in die Gaskammern.

Anfangs gehörte ich zu den anderen – zum zweiten Mal –, die durch das Gas sterben sollten. Das erste Mal war ich zufällig davongekommen, aber eine zweite Chance zeichnete sich nicht am Horizont ab, bis auch dieses Mal, völlig unerwartet, das Ende aufgeschoben wurde. Nachdem die Selektionen abgeschlossen waren, erging der Befehl, einige Dutzend Jugendliche für Lagerarbeiten auszuwählen, etwa um als sogenanntes «Rollwagenkommando» Karren zu ziehen, denn schliesslich sind menschliche Arbeitskräfte billiger als Pferde, die ein kostbares Gut waren. Das war eine der Arbeiten, zu denen man uns Kinder heranzog. Zu diesem Zweck verbrachte man uns in ein anderes Lager. So entkamen wir dieser Etappe der Liquidation des Familienlagers.

*Der ewige Tod des Kindes –
der ewige Tod und Auferstehung des Grossen Todes*

Diese Dinge hängen mit verschiedenen Situationen zusammen, die in einer Art mythischen Traumlandschaft wiederkehren. Jene Nacht im März, in der all meine Kindheitsfreunde – und fast meine ganze Familie, wie ich am nächsten Morgen feststellte – ausgelöscht wurden, kommt in Bildern zurück, die ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, die ich aber ständig wieder-erfahre: Wie sie die Gaskammern betreten und ich mit ihnen, weil ich zu ihnen gehöre. Wie sie und ich den Korridor betreten und danach die Gaskammern und ich mit ihnen. Wie ich, im letzten Moment, auf Umwegen fliehe, einmal durch eine

Öffnung, die entsteht, als sich eine kleine rostige Eisentür öffnet, ein anderes Mal durch eine Art unterirdischen Wasserlauf – und ich komme aus dem Krematorium heraus und grabe mich unterhalb des Stacheldrahtzaunes hindurch. Endlose Situationen dieser Art.

Eines Tages halte ich den Jugendlichen im Block eine Rede, versuche sie zu überzeugen, dass der Ort, an den wir gebracht werden, obgleich er uns als Arbeitslager beschrieben wurde, nichts anderes als ein Verschleierungsmanöver ist und wir in Wahrheit alle verurteilt sind zu sterben. Als wir dort ankommen, entweiche ich irgendwie, ich gehe nicht mit ihnen, ich entkomme allein. Ich weiss – während wir uns dem Ort nähern –, dass ich entkommen werde, oder eigentlich nicht, dass ich entkommen werde, sondern dass mich im letzten Moment das Geschehen nicht mitreißen wird. Diese bestehende, völlig rationale Gewissheit – dass der einzige Weg hier raus das Gas ist, das Erstickten und das Feuer – ist so mächtig, dass es unmöglich ist, es nicht zu glauben. Und dennoch glaube ich.

Das ist eine konkrete Situation, die sich in Auschwitz selbst einige Male wiederholte und auf paradigmatische Weise wiederkehrt, in Träumen, ob von Flucht oder von Rückkehr. Flucht mit dem Zug, das Bild eines verlassenenen nächtlichen Bahnhofs, als plötzlich aus den Lautsprechern mein Name schallt und ich mich melde und zurück nach Auschwitz geschickt werde, ins Krematorium; und ich weiss, es gibt kein Entrinnen vor den Krematorien und der einzige Weg und das einzig sie beherrschende Gesetz ist die Erfüllung des Gebots, die Resignation, der Tod und die Auslöschung. Ich weiss aber auch, dass

ich im letzten Moment irgendwie nicht in dieses unabänderliche Gesetz verstrickt bin, dass hier etwas anders ist. Das ist die Hoffnung, an die ich nicht glaube, die aber immer präsent ist und am Ende Gewissheit wird, voller Angst und Pein, nicht Pein, sondern Grauen und fieberhafter Flucht und fieberhaftem mühevollen Entkommen auf die eine oder andere Weise – und all das kehrt in endlosen Variationen wieder.



15

In Auschwitz selbst machte ich diese Erfahrung konkret durch, einige Male. Das zweite Mal, als wir, eine Gruppe Jugendlicher, das Lager verliessen, wissend, dass die Lagerleitung oft Leute irreführte und in Sicherheit wiegte, um Rebellionsversuche der alteingesessenen Häftlinge zu verhindern, die wussten, was der Weg zu den Krematorien bedeutete. Uns wurde gesagt, dass wir das «Sauna-Lager» durchlaufen müssten, ein Lager, in dem Körper und Kleidung der ankommenden Häftlinge desinfiziert wurden, und dann sollten wir ins zentrale Männerlager kommen.

Wir verliessen unser Lager und gingen nach links – es war das erste Mal, dass wir durch die Lagertore gingen – und näherten uns einem der Krematorien. Unsere Anspannung war gewaltig, unermesslich. Das Gefühl, dass das unabänderliche Gesetz der Liquidation, der Auslöschung an uns vollzogen werden würde, war überwältigend, übermächtig und beherrschte uns alle. Die Hoffnung, dass wir vielleicht doch nicht getäuscht worden waren, bestand. Sie war brennend, fiebernd und doch sehr zögerlich, und mit jedem Schritt, der uns dem Krematorium näherbrachte, wuchs das Grauen. Die schwarzen Tore, die Zäune, über die man nicht hinaussehen konnte, alles war überaus furchteinflössend. Die Häftlinge, die aus allen Teilen Europas kamen, standen und warteten stundenlang. Wenige wussten, was sie erwartete – aber wir wussten. Wir wussten alles über diese «Industrie».



Wir betrachteten die Schornsteine eines der Krematorien dort. Schritt für Schritt kamen wir näher. Diese Urerfahrung des lauenden Grauens, ihm ausgesetzt zu sein, von ihm verschluckt zu werden – sie blieb gegenwärtig. Sie, und nicht die Erleichterung, das überwältigende Gefühl der Erleichterung, als wir das Tor hinter uns liessen und in Richtung «Sauna-Lager» weiterliefen und es betraten und durch die Fenster sogar in die Krematoriumsanlage hineinsehen konnten – an all das erinnere ich mich irgendwie, aber diese Erfahrung hat sich im Gedächtnis nicht erhalten. Die Urerfahrung ist das stets wiederkehrende Trauma, das das unabänderliche Gesetz des Grossen Todes wie eine hochkonzentrierte Essenz einkapselt. Ein Gesetz, das für jeden von uns galt und an jedem Einzelnen vollzogen werden wird. Damit zu ringen, mit der hoffnungslosen Aussichtslosigkeit, und sich dennoch verzweifelt zu bemühen, ihm zu entkommen, wie ich es dort versucht habe, war eine prägende Erfahrung.

Der Kleine Tod und das Leben jenseits des Todes

Eine ganz andere Begegnung mit dem Tod in Auschwitz bestand in einer Art Steigerung, wenn man das so nennen kann, einer unabsichtlichen Zuspitzung der Mutproben, der Spiele, bei denen es darum ging, den elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun zu berühren. Sie ereignete sich im Oktober 1944. Zu der Zeit war ich bereits im Männerlager zusammen mit meinem Vater, arbeitete als Gehilfe für das

«Schlosserkommando», zu dem mein Vater gehörte. Jeden Tag nach der Arbeit reichte ich meinem Onkel einen kleinen Metallbehälter mit Suppe durch den Stacheldrahtzaun. Der Onkel, der Bruder meiner Mutter, war aus Theresienstadt angekommen und befand sich in einem benachbarten Lager. So war es auch an diesem Tag, gegen Abend. Aber an diesem Tag brach unter den Häftlingen des «Sonderkommandos» in einem der Krematorien ein Aufstand aus, ein Ereignis, das auch für mich verhängnisvoll sein sollte. Die Häftlinge rebellierten, setzten das Krematorium in Brand und versuchten zu fliehen. In solchen Fällen wurde der Stacheldrahtzaun elektrisch geladen. Natürlich erfuhr ich von all dem erst später.

Wie jeden Tag reichte ich den Behälter mit der Suppe durch den Zaun, und in einem unvorsichtigen Moment berührte ich dabei den Stacheldraht. Ich fühlte die Schläge durch meinen ganzen Körper rasen, ich klebte am Zaun fest. Ich war erstarrt, aber fühlte mich einige Zentimeter über dem Boden schweben. In diesem Moment verstand ich sehr wohl, was geschehen war – ich hing im elektrischen Zaun. Gefangen. In diesem Moment war mir klar, dass ich tot war, denn es war bekannt, dass jeder, der sich im Zaun verfängt, auf der Stelle stirbt. Aber ich sehe, sogar als ich schwebe und selbst als ich das Gefühl des Erstickens habe, als ich mich umschaue – ich sehe, dass sich nichts geändert hat. Blauer Himmel versteckt sich hinter Wolken, Leute stehen vor mir – mir gegenüber, einer trägt einen verblassten grünen Mantel und stützte sich auf einen hölzernen Stab, ein sowjetischer Kriegsgefangener, er steht vor mir und starrt mich stumpf an.



Der einzige Gedanke, der die ganze Zeit in meinem Kopf hämmert, war: Ich bin tot, und die Welt, wie ich sie sehe, hat sich nicht verändert! So also sieht die Welt nach dem Tod aus?

Hier war die grenzenlose Neugier, die der Mensch von dem Moment an besitzt, als er sich zum ersten Mal seiner Sterblichkeit bewusst wird; eine Neugier, die über den Tod hinausreicht: «Wie ist es, tot zu sein? So also ist es, tot zu sein? Am Ende sieht man also die Welt so, wie sie ist, und die Welt liegt offen vor mir. Ich schwebe zwar, aber nichts hat sich geändert.» Dieses Rätsel, das mich seit meinem fünften oder sechsten Lebensjahr gefesselt hatte, ohne jeden Zusammenhang mit dem Tod oder der Metropole des Todes oder dem Krematorium, war plötzlich gelöst. Tod ist gar nicht Tod, die Welt hat sich für mich nicht verändert, ich sehe die Welt und nehme sie wahr. Das war die Erfahrung, die mich in jenen langen Minuten, oder Sekunden, überwältigte, bis einer der Leute, die dort standen, dem

Kapitel 3

Kriegsgefangenen den Stock aus der Hand nahm – oder vielleicht war es eine Schaufel – und mir damit ein paar Mal gegen die Brust stiess. Ich fiel auf den Boden.

Was danach geschah – das ist eine andere Geschichte. Die Verbrennungen an meinen Händen verwandelten sich in eitrige Wunden, und ich musste mich verstecken, um zu vermeiden, in die Gruppe der Arbeitsunfähigen selektiert zu werden.

Herbst 1944: Auschwitz – Geistermetropole

Nach dem Aufstand des «Sonderkommandos» und meiner persönlichen Erfahrung mit dem Stacheldraht kam die grosse Evakuierung von Auschwitz. Die meisten der verbliebenen Häftlinge durchliefen die Selektion. Das Ergebnis war, dass fast alle gingen. Diese Selektion war weniger zur Liquidierung gedacht als vielmehr dazu, jene auszuwählen, die in der Lage waren, Auschwitz zu verlassen und in Deutschland Zwangsarbeit zu verrichten. Zug nach Zug, Kolonne um Kolonne von alteingesessenen Häftlingen und allen Arten von Häftlingen, die noch am Leben waren, brachen in andere Lager nach Deutschland auf. Die Evakuierung von Auschwitz hatte begonnen. Es war klar: Jeden, der übrig geblieben war, erwartete sein sicheres Ende. Die, die gegangen waren, zogen in grosse Ungewissheit, aber es war ein Weg hinaus aus diesem ausweglosen Ort. Nahezu alle Freunde meines Vaters und auch wir beide taten alles, um zu denen zu gehören, die gehen würden. Ich hätte die Selektion nicht überstanden – wegen meiner verbrannten Hände und meines Alters –, aber wie schon beim letzten Mal, während der Evakuierung des Lagers der Ju-

den aus Theresienstadt, stahl ich mich in die Männergruppe und ging mit ihnen den Weg zum Tor und zu den Zügen.

Die erneute Rückkehr von den Lagertoren

Am Tor wurde ich zurückgeschickt. Es war fast eine Wiederholung der letzten Episode, zur Zeit der Evakuierung und Liquidierung des Familienlagers, als ich mich der Jugendgruppe anschloss. Ich war einige Jahre jünger als die anderen, und es war offensichtlich, dass ich keinerlei Chance hatte, das Tor zu passieren. Das Tor wurde von einem furchteinflössenden SS-Mann namens Buntrock bewacht, den wir Kinder und die anderen Häftlinge Bulldogge nannten. Jeder musste unter seinen wachsamen Augen durch dieses Tor, einer nach dem anderen, und ich auch. Als ich bei ihm ankam, fragte er: «Wie alt bist du?» «Fünfzehn», antwortete ich. Er sagte: «Warum lügst du?» Ich war gerade mal elfeinhalb. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste, was ich wusste, bevor ich dorthin kam. Ich kam zu diesem Ausgang, als es an der Zeit war für dieses grosse unabänderliche Gesetz – dem niemand zu entgehen vermag und das auch auf mich Anwendung findet –, ausgeführt zu werden, und ich würde mich, indem man mich zurückschickte, all jenen anschliessen, die dazu verurteilt waren, Teil des unabänderlichen Gesetzes des Todes zu sein, des unabänderlichen Gesetzes, das in dieser Metropole des Todes regiert und schliesslich zu diesem Zeitpunkt vollstreckt wird. Denn hiernach gibt es keinen Tod mehr.



Dieser Buntrock, bekannt für seine Grausamkeit, zögert einen Moment, schwingt dann seine grosse Hand in meine Richtung und in die der Gruppe von Jugendlichen und sagt: «Hau ab!» Er schickt mich zum Rest der Jugendlichen, und von dort beginnt der entsetzliche Weg der Angst, den ich schon beschrieben habe, auf die Krematorien zu: links ins Krematorium oder geradeaus zur nächsten Etappe? Vielleicht in ein anderes Lager innerhalb von Auschwitz, neuen Proben entgegen, die die Erfüllung des unabänderlichen Gesetzes für eine kurze Zeit verzögern werden. Ich habe keine Ahnung, was seine Beweggründe oder Erwägungen waren – vielleicht hat sich etwas in ihm gerührt, vielleicht wollte er die Schererei einer erneuten Zählung vermeiden – für meine innere Erfahrung ist das sicher nicht von Belang. Mir war klar, dass die Vollstreckung des unabänderlichen Gesetzes,

das auch mich in dieser sich entfaltenden Ordnung des Grossen Todes einschloss, aufgeschoben war.

Also, bei der grossen Evakuierung von Auschwitz im Herbst 1944 hat sich das Wunder nicht wiederholt: Ich wurde zurückgeschickt. Meine Zeit, darüber war ich mir im Klaren, war gekommen. Meine Versuche, zu entkommen, waren vorüber; die vormals kleinen Anstrengungen wichen, und ich ergab mich der Resignation, dem unabänderlichen Gesetz des Grossen Todes, dem unausweichlichen Ende. Von da an, in den verbleibenden Monaten bis zur endgültigen Liquidation im Januar, wurde Auschwitz zu einem Geisterlager, in dem das Leben nunmehr auf geborgter Zeit beruhte. Allen, die übrig blieben, war klar, dass die geborgte Zeit ablaufen würde, sobald die Front näher rückte und das Lager endgültig liquidiert werden würde.

Dieses Ereignis der letzten Zurückweisung von den Lagertoren war weitaus bedeutender als alle vorangegangenen Stadien der Kämpfe, des Überlebens und der Hoffnungen samt allen damit einhergehenden Erfahrungen. Denn hier steigerte sich die stechende, persönliche Angst zur Todesfurcht, herrschte das Gefühl, dass nun das alles durchdringende Gesetz und die Ordnung, die in allen Bereichen regierte, vollzogen werden würden. Es war, als würde man die endgültige Vollendung des Gesetzes erfahren. Eine Art fürchterlicher Gerechtigkeit, die das kleine Unrecht in den Mühlen des alles übersteigenden, irgendwo abgründig verankerten Unrechts zerreibt.

Viele Jahre später, hier in Jerusalem, als ich Kleists Geschichten las, schien es mir, als begriffe ich kognitiv, was ich damals intuitiv

erfasst hatte. Ich verstand den grossen fürchterlichen Impuls, umzukehren und zu resignieren, oder vielleicht die innere Bindung an das Zurückkehren und daran, sich mit der Ordnung und dem furchteinflössenden, abgründigen Gesetz abzufinden. In *Michael Kohlhaas* und *Das Erdbeben in Chili* war es die grosse Gesetzlichkeit, die zur Anwendung kommen musste, der gegenüber jede Auflehnung nichts als ein kleiner, verzweifelter, hoffnungsloser Aufschub war.

Auschwitz war als Geisterlager in jenem Herbst 1944, oder von Herbst 1944 bis Januar 1945, der Zeit der endgültigen Evakuierung, auf verblüffende Weise anders, als es vorher gewesen war. Nachdem die Vernichtungen aufgehört und die Krematorien ihren Betrieb eingestellt hatten, gab es keine langen Reihen mehr, keine schwarzen Kolonnen, die von den Verbrennungsöfen verschluckt wurden, die Bewegung der Züge kam zum Stillstand, es wurden keine Berge letzter Habseligkeiten mehr aufgehäuft, die die Deportierten mitgebracht hatten. Die Flammen verloschen. Nur ein Feuer flackerte weiter, verzehrte die, die eines «natürlichen Todes» starben.

Dennoch, es geschahen weiterhin Dinge. Am bedeutsamsten: Die Krematorien wurden demontiert und die Gebäude gesprengt. Das rief ein seltsames Gefühl hervor, stellte aber tatsächlich niemals die immer gegenwärtige Gewissheit des Grossen Todes in Frage, des unabänderlichen Gesetzes des Grossen Todes. Nicht jenes, das all jene verschluckt, die aus allen Teilen Europas kommen, sondern das, welches für die Zurückgebliebenen der Metropole gilt. Was sie betraf, ihr Schicksal war besiegelt – das war stets mein Gefühl.

Dann kam der Winter, in der Ferne konnten wir den Kanonendonner der näher rückenden Front hören, und es wurde der Befehl erteilt, das Birkenau-Lager, das im Herzen der Todesmaschinerie lag, zu verlassen und zum Lager Auschwitz I zu gehen, in dem vorwiegend politische Häftlinge inhaftiert waren. Von dort, in der Nacht des 18. Januar, begann die Reise durch die geöffneten Tore in eine Art von Freiheit, in den weissen Schnee hinaus, den nächtlichen Schnee, in Weiten, die all der Merkmale der Metropole beraubt waren, die ich kannte, die ich jeden Moment seit meiner Ankunft in jener Nacht der flackernden Lichterreihen eingeatmet hatte.

Die andere Nachtreise

Das Gefühl der Verwunderung, des Staunens war weit mächtiger als die Verheissung der Freiheit, einer Möglichkeit der Rettung. Aber für mich war etwas Neues, Merkwürdiges an diesen weiten Flächen, die sich in alle Richtungen erstreckten – das Weiss des Schnees, die Bäume, die Dörfer, und entlang des sich langsam bewegenden Marsches der Häftlinge fanden sich ab und zu jene dunklen Flecken, deren Bedeutung ich zuerst nicht verstand. Zunächst war da ein Gefühl, dass dies eine Reise menschlicher Flüsse war, fliessend und die Metropole des Todes durchbrechend, die Grenzen der Metropole des Todes, die Tore der Metropole des Todes zu einer – vielleicht – fernegelegenen Freiheit. Aber die dunklen Flecken waren, wie sich bald herausstellen sollte, tropfender Tod auf weissem Schnee, der alle, die vorbeingingen,

zu einer dunklen Kette aufspulte, sich ständig weiter ausbreitete und die menschlichen Flüsse überholte, die sich langsam weiterwandten. Innerhalb kurzer Zeit wurde mir klar, dass jeder schwarze Fleck ein Häftling war, der erschossen und an den Strassenrand geworfen worden war. Jeder, der mit dem Marsch nicht Schritt halten konnte und zurückblieb, wurde erschossen. Immer mehr Menschen gingen von der Seite der Lebenden zur Seite der schwarzen Flecke über, und aus einem dunklen Rinnsal wurde ein Strom entlang der Flüsse, der Kolonnen, aus denen die Freiheit unaufhörlich schwand.

Das Ereignis des Todesmarsches ist ein eigenes Geschehen, die Flucht und die Errettung ebenso, aber hier ist nicht der Ort, das zu beschreiben.

Für mich endete diese Reise als etwas, das eigentlich niemals in der Freiheit ankam. Ich blieb in jener Metropole, ein Gefangener jener Metropole, dieses unabänderlichen grossen Gesetzes, das keinen Platz liess für eine Rettung, für eine Verletzung dieser fürchterlichen «Gerechtigkeit», der zufolge Auschwitz immer Auschwitz bleiben muss. So blieb mir das unabänderliche Gesetz erhalten, und ich blieb in ihm gefangen, und das war es, was ich entdeckte, als ich Jahrzehnte später dorthin zurückkehrte. Mit dieser Rückkehr, mit der Vollendung des letzten Aktes, den zu erfahren ich damals nicht «ausersehen» war – des Aktes, die verbliebenen Ruinen zu erklimmen, zumindest jene der Gaskammern des Krematoriums –, vollendete sich das unabänderliche Gesetz, «das krönende Ende war wiederhergestellt» – das kleistsche, das kulkaeske – und schliesst die Odyssee, in der ich gefangen blieb und die mich an diesen Ort band.

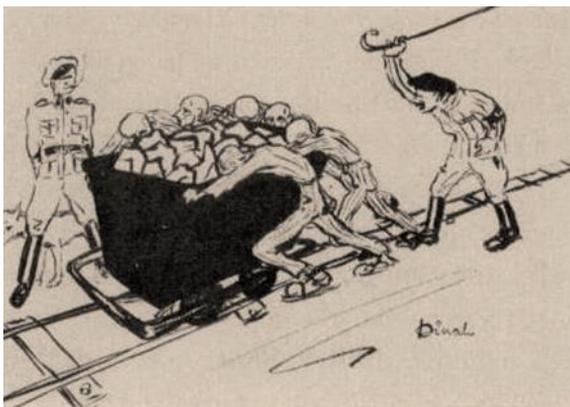
Betrachtungen und Staunen angesichts der Bilder der Erinnerung

Ich wende mich nun einer Frage zu, die mich nicht wenig beschäftigt, insbesondere wenn ich diese Tonbandaufnahmen höre und wenn ich die Beobachtungen über die Landschaften der Metropole des Todes in meinen Tagebüchern lese. Das durchdringende, alles beherrschende Element ist das unabänderliche, vollkommen unpersönliche Gesetz des Grossen Todes. In Kontrast dazu stehen die persönlicheren Spiele des «kleinen Todes». Fast abwesend – oder tatsächlich völlig abwesend – ist ein anderes Element, das so wohlbekannt ist aus Erinnerungen und Zeugnissen über den Alltag im Konzentrationslager. Ich meine die Gewalt, die Grausamkeit, die Folter, den individuellen Mord, die, soweit ich das beurteilen kann, als alltägliche Routine der Lagerwelt beschrieben werden. Im Allgemeinen vermeide ich, derartige Texte zu lesen. Ich muss mich fragen, ob irgendetwas von dieser Gewalt, von dieser Grausamkeit in meinem Gedächtnis geblieben ist. (Fast hätte ich gesagt, in meinen Erinnerungen, aber ich bin ausgezogen, mein Gedächtnis zu erforschen, ich schreibe keine Erinnerungen.) Es ist erstaunlich, dass ich nahezu keine solcher Erin-

nerungen finde; ich muss genau nachdenken und die Bilder abtasten, die in der einen oder anderen Form erhalten sind – als Erfahrungen, als Farben, als Eindrücke –, um in ihnen etwas zu entdecken, was ich als Gewalt beschreiben könnte.

«In der Strafkolonie»

Eigentlich gibt es doch einige Episoden dieser Art, die mein Bewusstsein bevölkern. In einer früheren Tonbandaufnahme beschrieb ich, en passant, die Skeletthaufen, die Leichen – mit Haut bedeckte Knochen –, die im Morgengrauen hinter den Baracken aufgehäuft wurden und die wir Kinder umgingen, um die wir uns herumdrückten auf dem Weg in die Jugendbaracken des Sonderlagers der Theresienstädter Juden in Auschwitz. Die Wahrheit ist, dass ich mich nicht an eine gewaltvolle Szene aus diesem Lager erinnere, obgleich es Gewalt natürlich gab, wie aus den Zeichnungen von Dinah Gottlieb und aus vielen



anderen Zeugenaussagen zweifellos hervorgeht, die mein Freund, der Dichter Gerschon Ben-David, von ehemaligen Häftlingen aufgenommen hat. Ich habe dergleichen aus der Erinnerung als Zeugnis um seiner selbst willen weder niedergeschrieben, noch auf Tonband aufgezeichnet. So jedenfalls scheint es mir im Augenblick.

Dennoch – es gibt es eine hervorstechende Episode, die mir in jedem Detail scharf vor Augen steht: ein Akt öffentlicher Bestrafung. Ein Vorfall, in dem ein Häftling in Gegenwart der anderen Häftlinge bestraft wurde – sie wurden gezwungen zuzuschauen. Das war im Herbst 1944, im Männerlager, nach der Liquidierung des Familienlagers; im Lager, das das Zentrum von Birkenau war, das Hauptarbeitslager, das Lager der alteingesessenen und der neuen Häftlinge und auch von uns Jugendlichen. Diese Erinnerung bringt vielleicht noch anderes aus der Zeit empor, der Zeit nach den massiven Evakuierungen von Auschwitz, die damals durchgeführt wurden, von Herbst 1944 bis zum Winter, in gleichförmig gradliniger Bewegung, wie vom Trägheitsgesetz geleitet. Es hatte etwas von einer Geisteratmosphäre, und als solche blieb es in meiner Erinnerung hängen.

Es war morgens, früh morgens, neun Uhr vielleicht. Ein herbstlicher Tag, eine Art Dunst lag in der Luft, wie feiner Nebel. Die Nahsicht war gut, klar, aber die Landschaft der entfernten Berge und sogar die benachbarten Lager waren irgendwie verschwunden. An diesem nebligen Morgen wurde eine Razzia abgehalten, eine überraschende Kontrolle, um Häftlinge zu finden, die sich vor der Arbeit drückten. Nachdem alle Häftlinge zur Arbeit innerhalb oder ausser-

halb des Lagers gegangen waren, wurde jeder, der im Lager geblieben war, zum Appell beordert, wie es dort im Lager hiess, auf den grossen Platz, der an einem Ende des Lagers, gegenüber der Rampe, den Eisenbahnschienen und den Krematorien lag. Die Häftlinge versammelten sich in Reihen hintereinander in einem grossen Karrée, in dessen Mitte ein mir unbekannter Häftling geführt wurde, der Häftlingskleidung trug. Man hatte ihn in den Latrinen gefunden, wo die Häftlinge sich manchmal versteckten. Die lagen in der Nähe. Er wurde von einigen SS-Männern gebracht und, wie ich erinnere, auch von einigen Kapos eskortiert, die an dieser Zeremonie öffentlicher Bestrafung teilnahmen.

Die Zeremonie begann mit einer Art Spiel, als wäre es ein Zeitvertreib, in dem die SS-Männer den Häftling mit ihren Spazierstöcken schlugen, obwohl ich nur den kahlen Kopf des Opfers wahrnahm, die Schläge, die auf seinen Schädel niederprasselten, die roten Flecken, die jeder Schlag hinterliess. Alles ging in vermeintlicher Stille vor sich, lautlos, in der dunstfeuchten Luft, aber zugleich war alles ganz klar und deutlich, jedes Detail war sichtbar. Der Häftling versucht in einer Art groteskem, bizarrem Tanz den Schlägen auszuweichen und sich die Stellen zu halten, wo sie landeten. Die Schläge prasselten von allen Seiten, und immer im Gefolge der Schläge die roten Flecken auf seinen Kopf. Als ob es ein Spiel wäre. Der Eindruck, der sich meiner Erinnerung einprägte – ohne jedes moralische Bewusstsein, dass es sich um einen Folterakt handelt –, blieb nur als Bild vor meinem geistigen Auge bestehen: das Spiel der Stöcke, gespielt von den SS-Männern in Grün, die Kapos in ihrem gebügelten

Häftlingsgewand, der Gefangene, kahlgeschoren, in seiner schmutzigen Häftlingskluft, der geschlagen und gequält wurde. Von seiner ganzen Gestalt habe ich nur einen Teil in mich aufgenommen: die weisse Blässe des Schädels, auf dem die roten Flecken quollen, und das Blut, das sein Gesicht herabströmte.

Nach diesem Vorspiel wurde der Gefangene an eine spezielle Strafapparatur gebunden, ein Gestell zum Auspeitschen. Seine Beine wurden gefesselt und seine Arme waren nach vorne ausgestreckt und ebenfalls gefesselt. Ich denke, es waren die Kapos, die ihn an das Gestell banden, während die SS-Männer danebenstanden. Dann begann der zweite Teil der Zeremonie: das Auspeitschen. Jeder Schlag musste von dem Gefangenen selbst abgezählt werden, einer nach dem anderen. So erinnere ich diese Peitschenhiebe, einen nach dem anderen, und das Zählen, das andauerte, immer schwächer wurde, bis es schliesslich verstummte. Danach, daran erinnere ich mich noch, wurde er von der Apparatur losgeschnitten, und alle gingen auseinander.

Was ich von dieser Szene behalten habe, ist letztlich das Gefühl einer sonderbaren «Gerechtigkeit», die all dem innewohnt; ein Gefühl, dass es eine Art von Vollstreckung einer befremdlichen «Ordnung» war, die das Alltagsleben im Lager bestimmte. Opfer und Folterer, oder die Schlagenden und die Schläge, zu denen der Häftling verurteilt worden war, waren ein und dasselbe System, in dem es unmöglich war, das Opfer von den Strafenden zu unterscheiden, zu trennen.

Ich hätte mich wahrscheinlich gar nicht an diesen Vorfall erinnert, diese Szene hätte sich in ihrer ganzen Tragweite nicht in mein Ge-

dächtnis eingepägt, wäre sie nicht wieder aufgetaucht, als ich Kafkas Geschichte *In der Strafkolonie* las. Auch hier gab es das Gefühl einer sonderbaren «Gerechtigkeit», die Einheit der Gegensätze, die Gerechtigkeit, die anscheinend ausschliesslich für die Strafkolonie galt, die sonderbare Welt, in der der Reisende der Geschichte sich befindet; und ich sah mich selbst gleichsam aus dem Abseits zuschauen, beobachten, wie diese «geniale» Apparatur, die Erfindung des Kommandanten der Strafkolonie, präzisionsgenau das Strafmass in das Fleisch des verurteilten Mannes einritz, das er gemäss den Spielregeln verdiente. Ja, es war dasselbe Gefühl von Gerechtigkeit, Präzision und Absurdität, welches das in Kafkas Geschichte beschriebene Schauspiel charakterisiert und das als Schauspiel einer esoterischen Gerechtigkeit gesehen werden kann, vollzogen mit einer Strafmaschinerie in einem Strafsystem, das eine eigene autonome Einheit bildet. Als ob hier irgendein System sich entfaltete, das ohne jede Verbindung zu der seltsamen Landschaft existieren kann, auf die der Reisende trifft, und das auf die Landschaft des Lagers an jenem nebligen Morgen in Auschwitz verschoben werden kann; und von Auschwitz wiederum könnte es in jede nur denkbare Situation wandern, als wäre es ein autonomes System, völlig entfremdet von jeglichem Gefühl des Mitleids, der Abscheu oder Grausamkeit. Selbst die Unterscheidung zwischen Opfer und Täter scheint hier völlig zu verschwinden. Auf solche Weise behielt ich jene Szene in Erinnerung, jene Szene von Gewalt als Ritual, als Teil des Systems, nicht des Grossen Todes oder der Spiele des kleinen Todes, sondern des alltäglichen Lebens. Die tägliche Routine des Systems, das zwischen dem Grossen Tod und

der Liquidierung des Lagers Auschwitz funktionierte – in der Zeit von «Auschwitz als Geisterstadt». Aber auch Auschwitz, in dem der Schatten seiner «Glorie» herrschte. Es war, als ob dieser Aspekt der Geisterstadt noch weiterbestehe, wie die Strafkolonie in Kafkas Geschichte, bereits ihres Zweckes entkleidet, ihrer ursprünglichen Bedeutung zu der Zeit, als das System sich auf dem Höhepunkt befand, als die Strafkolonie im Zenit stand. Etwas, das von der Welt anscheinend längst verschwunden ist, aber weiterbesteht, und die Ordnung besteht, die Strafe besteht, und das Opfer ist von dieser Ordnung anscheinend bereitwillig vereinnahmt, und der Reisende staunt und bewahrt das Geschehen, wie er es sieht. So habe ich das Geschehen bewahrt.

Die Hinrichtung

Eine andere Szene der Gewalt und Grausamkeit, die aufsteigt, wenn ich meine Erinnerung abtaste, hat nicht mit Strafen, sondern mit Töten zu tun. Genauer gesagt, mit einer Hinrichtung. Einer Vollstreckung des Urteils. Auch dies als öffentliches Ereignis, dem alle Häftlinge beiwohnten. Dieses Mal in der Abenddämmerung, mit den Tausenden, die sich am anderen Ende des Lagers versammeln, an der Seite nahe dem Tor, in der Nähe der Lagerküchen, auf dem grossen Platz an diesem abgelegenen Ende.

An beiden Enden des Lagers gab es grosse Plätze, und zwischen ihnen, auf beiden Seiten der Strasse, die das Lager der Länge nach



teilte, standen die Baracken in langen Reihen.

Das Ereignis war die Hinrichtung von drei oder vier russischen Kriegsgefangenen, die versucht hatten zu fliehen. Dieser Fluchtversuch, wie so viele andere, war fehlgeschlagen. Sie wurden zurück ins Lager gebracht und zum Tode verurteilt in Anwesenheit der anderen Häftlinge. Das war, wie gesagt, nach der Arbeit, gegen Abend, aber noch bei Tageslicht. Es war im Sommer.

Was erinnere ich von dieser Szene? Zunächst, wieder, ein Meer von Menschen, arrangiert in U-Form. Reihen über Reihen von Häftlingen, und vorne der Galgen, mehrere Galgen, eine Plattform mit Galgen, auf denen einige SS-Männer standen. Und die Verurteilten. Stille. Hier erinnere ich die Stille. Es bringt mich für einen Augenblick zurück zur vorigen Szene: Wenn ich jene Szene in meiner Erinnerung abrufe und sie mit dieser verbinde, ist es die grosse Stumm-

heit, die entsetzliche unglaubliche Stille, und in beiden Fällen das Bild des Strafens, jener Foltertanz und die dreschenden Spazierstöcke, als ob es lautlos vor sich gegangen wäre, in einer überwältigenden Stille, die alles umschloss und alles beherrschte. Es war Stille. Ich erinnere sie gut.

Auch hier die angespannte Stille, aus der heraus der bekannte Befehl kam, sie plötzlich durchschnitt: «Mützeeee ab!», und in diesem Augenblick erstrahlte das gesamte Gelände im Licht Tausender kahler Schädel. Die Häftlinge – in einer Bewegung, die ihnen durch zahllose Schikanen eingedrillt worden war – zogen ihre Mützen alle gleichzeitig ab und erzeugten eine Art gewaltigen Lichthof, der die ersten Flimmer der Dämmerung erleuchtete. Und wieder – Stille. Dann wurden die Gefangenen zu den Galgen geführt.

Ich erinnere nicht mehr, ob ein Urteil verlesen wurde, ob Worte fielen. Was ich aber erinnere, ist der Akt, als sie zu den Galgen geführt wurden, das Knoten der Seile, das Legen der Schlingen um ihren Hals, und ihr Aufschrei, der das Schweigen zerriss: «Za Stalina! Za rodinu!» – «Für Stalin! Für das Vaterland!»

Ich erinnere mich, dass ich, als wir zu diesem letzten Akt kamen, meinen Blick auf den Boden senkte und mich weigerte zu sehen. Mein zweiter Gedanke war: Du musst hinsehen! Du musst das in dein Herz eingravieren! Du musst es erinnern und du musst Rache nehmen, wenn die Zeit der Gerechtigkeit und Vergeltung gekommen ist. So blickte ich also geradeaus und war für die gesamte Dauer der Zeremonie dabei: die letzten Schreie der Verurteilten und die Stille, die wieder herrschte, als die Körper in den Schlingen zuckten. Dann gingen alle auseinander.

Dieser Gedanke an die Vollstreckung der Gerechtigkeit überstieg das unabänderliche Gesetz, das an diesem Ort herrschte. Als ob jene Schreie auch die Gegenwart jener Zeit zerrissen hätten und eine neue Dimension enthüllten, eine utopische, aber doch für einen Augenblick eine konkrete Wirklichkeit, weil jeder es gehört hatte, jeder hatte zugehört, weil jeder über Vergeltung nachsann, die dort bei ihrem Namen genannt wurde. Und das habe ich verinnerlicht.

«Die Lösung der deutschen Frage»

Erneut taste ich meine Erinnerung ab und wundere mich nun, ob wir andere Manifestationen dieses Gedankens in die Gegenwart hereinbrechen sahen, andere Arten des Protests, die mit dem unabänderlichen Gesetz auf anderen Wegen rangen: etwa Protest wie im satirischen Kabarett in den Jugendbaracken des Familienlagers, als wir unverrückbar an den Werten, die wir aus dem humanistischen Erbe mit uns gebracht hatten, festhielten. Aber das ist eine andere Sache. Damals war das keine durchdachte, politische Auseinandersetzung, um das unabänderliche Gesetz und seine Herrschaft zu unterwandern, auch nicht ein Sprung über das Ende seiner Herrschaft hinaus, das ohnehin niemand ernsthaft für möglich hielt. Aber in jenem Moment des offenen Protests und des Schreis des letzten Aufbegehrens, war es, als ob zumindest ich mich auf die Möglichkeit des Endes vorbereiten wollte. Natürlich galt das nur für einen kurzen Moment, ein Spiel, das mich mitgerissen hatte, aber der Grund war real: das Ver-

langen, Vergeltung zu üben, das Verlangen, sich eine andere Realität vorzustellen, die danach kommen würde. Für einen Augenblick war sie greifbar.

Im Grunde war es eine sehr kurze Episode, nur einige Augenblicke lang, aber sie blieb meiner Erinnerung eingraviert, mit all den äusseren Symbolen der SS-Männer auf der Plattform, den Häftlingen, dem ganzen Zeremoniell. Dennoch, der Kernpunkt jener Erfahrung dort blieb jener Aufschrei, jenes Aufbegehren, und die Gedanken des Jungen, der seinen Blick auf das Geschehen richtete.

Aber ich kehre zur Frage zurück: Gab es andere Momente wie diese, ähnliche Manifestationen, die ich erinnere und die das unabänderliche Gesetz unterlaufen? Auf höchst merkwürdige Weise führt mich diese Suche in den Tiefen der Erinnerung – so markant und selektiv wie diese Bilder der Metropole offenbar in meinem Bewusstsein hausen – zu einer anderen prägenden Erfahrung: einem Zusammentreffen mit dem humanistischen Erbe der westlichen Kultur. Ich erkrankte damals an Diphtherie, die tödlich zu verlaufen schien, und wurde in den Krankenbau gebracht, zusammen mit einigen anderen schwer kranken Häftlingen – eine Erfahrung oder Episode, die ich bereits beschrieb.

Von den anderen Häftlingen erinnere ich mich gut an einen jungen Mann mit einem hageren Gesicht und Bartstopfeln, er hiess Herbert, und an einen Freund von ihm. Es war Herbert, der mir eine Ausgabe von Dostojewskis *Schuld und Sühne* gab, Herbert, der mir erklärte, wer Beethoven war und Goethe und Shakespeare, und von der Kultur erzählte, die sie uns hinterlassen hatten – den europäischen Humanismus.

Gemeinsam mit einigen seiner Mitleidenden (und ich weiss nicht, ob sie je dort herauskamen) lenkte sich Herbert durch intellektuelle Zerstreuungen von den langen Stunden und Tagen im Krankenbau ab. Eine Sache, die ich gut erinnere, obgleich ich die Bedeutung damals nicht wirklich verstand, war ein Spiel, das darin bestand, Ideen für die «Lösung der deutschen Frage» vorzuschlagen. Der Begriff «die Endlösung der Judenfrage» war damals noch nicht bekannt, das Konzept der «Lösung der Judenfrage» war hingegen nur allzu bekannt. Jenes Spiel um die «Lösung der deutschen Frage» war offensichtlich eine Paraphrase, eine improvisierte Verkehrung der Schicksale und – ob ich es zugeben will oder nicht – ein Versuch, Vergeltung zu üben, Geschichte zur Gerechtigkeit zu führen und vielleicht die «Lösung» zu ahnden, die wir heute als den Versuch bezeichnen, die «Endlösung» durchzuführen, die völlige Vernichtung des jüdischen Volkes, die sich dort Tag um Tag aufs Neue vor unseren Augen ereignete.

Die vorgeschlagenen Lösungen waren vielfältig. Ich erinnere klar nur eine von ihnen. Das Interessante ist, dass es keine naheliegende Lösung war, nämlich alle Angehörigen der deutschen Nation zu den Anlagen zu bringen, wo sich «die Lösung der jüdischen Frage» abspielte: Mass für Mass. Diese bestimmte Lösung war wohl die einzige, die nicht vorgeschlagen wurde. Nicht die Auschwitz-Lösung, nicht die Lösung der Vernichtung in Gaskammern, nicht eine Lösung der Verbrennung. Die Lösung, an die ich mich gut erinnere – es gab weitere dieser Art –, bestand darin, alle Frauen, Kinder und Alten auf Schiffe zu schaffen und sie mitten im Ozean zu versenken. Die Män-

ner waren für die Art von Sklavenarbeit vorgesehen, deren Zeuge auch wir wurden. Daran erinnere ich mich, ebenso wie an den Ausdruck «die Lösung der deutschen Frage» und das sarkastische Amüsement, das der breiten Auswahl anderer Lösungen entsprang, die ich, aus welchem Grund auch immer, nicht konkret erinnere.

Wenn ich nun frage: Warum nicht Auschwitz? Warum nicht dasselbe Auschwitz, dieselbe Lösung?, kann ich nur eine Vermutung anstellen: Wahrscheinlich spiegelt sich in dieser Aversion eine Art Abscheu, mit dem Akt des Mordens in Berührung zu kommen, dem Akt der Vollstreckung, dem Akt der Vernichtung, und bedeutete für uns damals einen Weg, diese verbrecherische Nation, die für «die Lösung der jüdischen Frage» in Auschwitz verantwortlich ist, anzuprangern; sie zu verurteilen, sie aus den Nationen der Welt zu verbannen und zu wünschen, sie möge in den Tiefen des Ozeans verschwinden. Das war der Kontrast, der aus diesem bitteren Spiel zu erwachsen schien, aus dieser Vorstellung, diesem Sehnen, dass Gerechtigkeit getan werde, und vielleicht auch danach, Rache zu nehmen. Ja, daran erinnere ich mich.

«Wir, die Toten, klagen an!»

Ich fahre fort zu suchen, und ich finde das Motiv der Vergeltung – das Motiv des Verlangens nach Gerechtigkeit, dass Gerechtigkeit zu gegebener Zeit ihren Lauf nehmen würde – auch in anderen Botschaften: in Dokumenten, die sich von diesem Ort erhalten haben und an denen ich direkt beteiligt war, mit denen ich zu tun hatte, während ich

noch in dieser Metropole war, und die ich an meinem Körper in die Nachkriegswelt trug. Eines war der Abschiedsbrief, den meine Mutter in jener Nacht des 30. Juni 1944 schrieb, als wir dachten, wir würden die endgültige Liquidierung des Lagers nicht überleben. Sie schrieb einen Abschiedsbrief an meinen Vater: einen wunderbaren Brief, der sich heute, nachdem er über die Jahre von meinem Vater verwahrt worden war, im Archiv von Yad Vashem befindet. In einem Satz dieses Briefes bringt sie ihren Aufschrei über die Grausamkeit des Urteils zum Ausdruck: Warum muss das Leben eines unschuldigen Kindes durch diese brutale Hand enden?! Und im nächsten Satz hallt das Verlangen wider, das unschuldige Blut zu rächen, das Blut der Unschuldigen, welches dort vergossen wurde. Natürlich konnte ich damals die volle Bedeutung ihrer Worte nicht erfassen; erst sehr viel später, als ich mit der jüdischen Tradition vertrauter wurde, der Sprache des Gebets, erkannte ich in ihren Worten den Vers, mit dem die Betenden Gott anrufen, das Blut der Unschuldigen zu rächen. Es scheint mir, dass in diesem Satz der Ruf nach Gerechtigkeit mitschwingt, Gerechtigkeit auf einer Meta-Ebene, die über den persönlichen Tod eines Familienmitglieds hinausgeht und sich in dieser ungeheuerlichen Ordnung des alles beherrschenden Grossen Todes entfaltet, gegen die man nicht auf direktem Wege angehen kann. Nur indem sie diese Realität mit mir personifizierte – dem kleinen Jungen, der durch den unerbittlichen Entscheid verurteilt war, in jener Nacht zu sterben –, konnte sie diese Worte äussern, den Ruf nach Rache, nach einem gerechten Urteil, das aus einer anderen Konstellation von

Geschichte, Denken, Kultur und Religion hervorgebracht werden muss. Dieser Vers hallt dauerhaft in mir wider: «Hashem jikom dam nekiim» – «Gott möge das Blut der Unschuldigen rächen.»

Aber dies war eigentlich eine Anomalie, eine äusserst seltene Abweichung innerhalb der Ordnung. Innerhalb der Ordnung, wie ich sie erinnere, wie ich sie unerbittlich in der Erinnerung erfahre. Es ist die Ordnung des unabänderlichen Gesetzes des Grossen Todes, eine Unabänderlichkeit, die offenbar in sich selbst eingeschlossen ist, jenseits derer nichts ist. Und selbst, wenn da so etwas wie ein Funken von Aufbegehren, von Illusion, von Hoffnung ist, treiben diese Ahnungen nur hier und da vorbei wie Stäubchen auf der Oberfläche des düsteren Bewusstseins, das uns eigen ist. Und uns bleibt, auch später, wie jene in sich selbst eingeschlossene Ordnung.

Dennoch, es gab auch andere Botschaften, andere Funken, die sich erhalten haben, einige als künstlerische Schöpfung. So wie der Brief meiner Mutter blieben auch drei andere Zeugnisse erhalten: ähnlich, verwandt, aber doch von ganz anderer Art. Ich spreche von drei Gedichten, anscheinend den letzten einer unbekanntem Dichterin um die zwanzig (ihr Alter kann aus einem der Gedichte abgeleitet werden), die der Nacht der grossen Vernichtung entgingen, der Vernichtung aller, die mit demselben Transport wie ich in Auschwitz eintrafen. In jener Nacht der gewaltigen Feuersbrunst zog eine junge Frau, die am Eingang der Gaskammern stand, in letzter Minute ein Bündel loser Blätter hervor und übergab sie einem der Kapos, dessen Aufgabe es war, sicherzustellen, dass diese «Sonderaktion» «ohne Störungen» vonstattenging.

Am nächsten Tag gab er meinem Vater die Seiten, denn er wusste, dass er Kontakte zum Lager der tschechischen Juden hatte. Zunächst dachte mein Vater, es seien die letzten Grüße meiner Mutter. Erst als er das Bündel öffnete, entdeckte er, dass er drei Gedichte in Händen hielt, die einzigen, die im Familienlager der Juden aus Theresienstadt geschrieben wurden und die Flammen von Auschwitz überlebten. Das erste trägt den Titel: «Wir, die Toten, klagen an!»

6

Drei Gedichte an der Schwelle der Gaskammer

Die drei Gedichte waren auf Tschechisch auf dünnem, verblasstem Briefpapier geschrieben. Das erste trägt die Botschaft der drei von mir vorhin beschriebenen Episoden in sich und verleiht ihnen eine eigene schöpferische Intensität: die letzten Worte der Verurteilten während ihrer öffentlichen Hinrichtung; das sarkastische Vergnügen an der Vision einer zukünftigen Geschichte, wie sie die Verdammten im Krankenbau erdachten; und der Satz im Brief meiner Mutter, in dem sie nach Rache für das Blut der Unschuldigen rief. Aber die Gedichte gehen auch darüber hinaus, weil sich in ihnen der einzige gleissende Splitter erhalten hat, der von einem grossartigen künstlerischen Werk gerettet wurde, das an diesem Ort des Verderbens existierte und vernichtet wurde.

Das erste Gedicht – «Wir, die Toten, klagen an!» – evoziert eine apokalyptische Szene der endlosen Kolonnen von Toten, ihrer Knochen und Asche, ein riesiges, beständig wachsendes Heer in den Eingeweiden der Erde. In einer prophetischen Vision, die mit einer schauerlichen Auferstehung der Toten einhergeht, wird das Verlangen nach Gerechtigkeit und der letzten Verurteilung auf die gesamte Menschheit geschleudert.

Das zweite Gedicht – «Fremdes Grab» – ist eine Elegie, die keine Szenen aus Auschwitz selbst enthält. Die Dichterin hält die Totenklage um ein Zeitalter im Schicksal Europas, die sich zu einem Crescendo der Trauer und des Aufschreis um das sinnlose Massentöten zweier Weltkriege steigert, das aufeinanderfolgende Generationen von Europas Jugend niederstreckte.

Das dritte Gedicht – «Lieber sterb ich» – ist eine scharfe Konfrontation mit der Frage, ob Gewalt und Blutvergiessen durch Gewalt und Blutvergiessen beantwortet werden sollten. Das letzte Vermächtnis der unbekanntes Dichterin ist ihre Wahl, den Weg der Gewalt und die Besudelung ihrer Hände durch Blut zurückzuweisen, selbst als Widerstand in den letzten Stunden derer, die zur Vernichtung bestimmt waren.

Wir, die Toten, klagen an!

Kein Kreuz steht modernd über unserm Grabe,
Grabhügel werfen keine Schatten hin.

Kein Blumenkranz hängt überm Eisenstabe,
kein Eisenstab, auf dem zwei Engel knien,

Nein, keine Weide, kein geweihtes Kerzlein,
das unser Grab mit seiner Zunge streift.

Wir faul'n in Gräbern unter feuchtem Kalkstein,
durch den der Wind in unsre Knochen pfeift.

Geblichte Schädel hängen hilflos gähnend
auf Stacheldrähten, die ums Lager gehen.
Und unsre Asche schwimmt in Erdenkähnen,
in tausend Urnen über Aschenseen.

Wir schließen eine Kette um die Erde,
sind windverwehte Saat im Tale
und zählen Tage, Monde, Jahre.
Wir warten in stumm und duldender Gebärde.

Wir werden immer mehr. Und immer schneller
quell'n unsre Leiber, wachsen unentwegt,
bläh'n Eure Felder, füllen Eure Keller,
bis unsre Last durch Eure Erde schlägt.

Dann steigen wir in düstern Reihen hinan,
Schädel an Schädel, Bein an Bein,
und allen Völkern schreien wir ins Gesicht:
Wir, die Toten, klagen an!

Aus dem Tschechischen übertragen von Valter Vergeiner

Fremdes Grab

Ein schiefes Kreuz und ein geborst'ner Helm,
der Boden ausgedorrt von Wind und Glut,
im Grabe unterm Wachturm, halb zerspellt,
als Fremder in der fremden Erde ruht
Europas Jugend, die der Tod gefällt.

Schon halb verweht, vom schütterten Kreuz der Birke,
verwandelt sich das Grab in Eitergrind.
Hier in der Ferne zwischen bleichem Bein
begraben auch die Ideale sind
von zwanzig Jahren, herb wie junger Wein.

Kein Mahnmal wird an diesem Ort vermisst,
hier auf dem öden Grab im stillen Feld,
denn über alle Eisenkreuze hin
ohn' Unterlass des Grabes Klage gellt
vom frühen Sterben ohne Zweck und Sinn.

Doch wer, wenn einst der Sturm vorüberzog,
wer wird begreifen, wer begreift dann wohl,
dass faulend hier aus fremdem Grabe starrt
– für wessen Utopie und Wahnidol? –
Europas Jugend, die verraten ward.

*Aus dem Tschechischen übertragen
von Max Zimmering*

Lieber sterb ich

Ich weiß: die großen Worte.
für die gestorben wird,
die Worte, die entflammen,
und feig, wer sie nicht hört,
wenn man die Scharen sammelt
zur Fahne und zum Schwert.

Doch wer sie kennt, die Mütter,
alt und allein für immer,
die Kinder ohne Väter,
nein, der glaubt ihnen nimmer.

Ich weiß: die großen Taten,
sie fordern große Opfer.
Ich weiß: der Heldenruhm,
er heiligt und er weiht
Profit sinnloser Kriege
für lange Flautezeit.

Doch wer es je gesehen,
wie Kathedralen untergehen,
die Städte, im Feuer zerschlagen,
dem werden sie nichts sagen.

Ich weiß: die großen Männer,
sie fordern Ewigkeit und schreiben
mit Blut sich in die Zeit.
Zu viele sind's landauf landab,
und unter Ehrenlinden zu finden
ist allerorts ihr Grab.

Doch wer in blutgen Krämpfen
unter des Todes Messer
Verwundete sah kämpfen,
der kennt sie noch viel besser.

Ich weiß: bin klein und nichtig
vielleicht ein böser Wicht.

Ich weiß: Hier meine Worte,
gefährlich Gift ihr Klang,
sie machen euch zunichte
den heldischen Gesang.

Und trotzdem – lieber sterb ich,
spuckt mir nur ins Gesicht,
zum Feigling lieber Mut,
als an den Händen Blut.

*Aus dem Tschechischen übertragen
von Kristina Kallert*

Reise zur Satellitenstadt der Metropole des Todes

Alles bisher Gesagte waren Beobachtungen meiner selbst. Genauer gesagt, es waren reflektierende Betrachtungen meiner damaligen Umgebung und dessen, was dort geschah, Betrachtungen von einschneidenden Episoden, aber gesehen durch das Prisma der Landschaften der Metropole des Todes.

Nun muss ich den Mut aufbringen, mich auf die Reise in jene Gegenden zu begeben, die scheinbar jenseits davon liegen. Eine Reise, die einen lebendigen, brennenden Ort berührt, der verschleiert liegt unter licht-schattigen Schichten ständigen Schweigens. Auch hier scheinen einzelne Szenen in den Vordergrund zu treten.

An der Schwelle des Auszugs aus dem Hades

Die erste Szene findet im Herzen der Metropole statt, aber auf der anderen Seite der Eisenbahnschienen und an ihrer letzten Station – der «Rampe» zwischen den beiden Krematoriumsaniagen I und II. Die erste Szene also ereignet sich jenseits der Schienen, im Frauen-

lager von Birkenau, im Juli 1944. Hier liegt vielleicht der Anfang. Das Ende oder die Fortsetzung und die Endgültigkeit kamen viel später, an einem weit entfernten Ort, der auf unheimliche Weise mit einem mächtigen Wasserstrom verbunden ist; dem Strom der Zeit, der die Metropole des Todes passiert und weit entfernt in einer ihrer Satellitenstädte in die Ostsee mündet.



Diese Reise ans Ende – nach Danzig und zum ehemaligen Konzentrationslager Stutthof – wurde 48 Jahre später unternommen, im Oktober 1992. Sie ist in meinem damaligen Tagebuch dokumentiert und umfasst etwa die Zeit von Oktober 1992 bis Februar 1993.

Ich kehre zum Juli 1944 zurück: dem letzten Bild, eigentlich dem einzigen, als ich mich von meiner Mutter verabschiedet habe. Es war einige Tage nach der endgültigen Liquidierung des Familienlagers Bllb, das heisst, es war die Liquidation derer, die nach den vorangegangenen, endgültigen Selektionen übriggeblieben waren. Ich war zusammen mit den anderen Jugendlichen ins Männerlager Bild gebracht worden, während meine Mutter, wie gesagt, auf die andere Sei-

te in die grauen Ziegelsteingebäude des Frauenlagers gebracht wurde.

Dort habe ich sie zum letzten Mal gesehen, als ich kam, um mich von ihr zu verabschieden. Um uns noch einmal zu sehen, bevor sie gehen würde. Ich wusste, dass sie gehen würde. Wohin? Wusste ich nicht. Es war, bevor sie jenen Zug bestieg, dessen Gleise scheinbar nur in eine Richtung verliefen, bis sie von den Krematorien oder von dem verwobenen Spinnennetz der Lagerbauten verschluckt wurden. Vor meinem geistigen Auge sehe ich Bilder: ein Bild. Eigentlich sind es Sekunden, nur Sekunden, Sekunden eines hastigen Abschieds, danach wandte meine Mutter sich um und begann in die Ferne zu gehen, den grauen Lagerbauten entgegen. Sie trug ein dünnes Kleid, das in der leichten Brise flatterte, und ich sah, wie sie ging und in die Ferne entschwand. Ich erwartete, dass sie sich umdrehen würde, erwartete irgendein Zeichen. Mutter drehte sich nicht um, sondern ging weiter, ging, bis sie nur noch ein winziger Punkt am anderen Ende war, der Punkt, das wusste ich, war das leichte Sommerkleid – und dann verschwand sie. Ich weiss nicht, wie lange ich dort stand. Ich konnte es nicht verstehen. Wieder und wieder fragte ich mich, was dieses Rätsel zu bedeuten hatte, die Hartherzigkeit dieses Handelns, gefolgt von dem langsamen Entschwinden, bis sie nur mehr ein winziger Farbpunkt war. Seitdem dachte ich darüber nach, bis heute denke ich darüber nach: Warum hat sie sich nicht umgedreht, nicht ein einziges Mal? Ich wusste, dass es ihr bestimmt war, von diesem Ort zu gehen. In diesem Gehen, in dem verzweifelten Versuch, den Hades von

Auschwitz zu verlassen. Ich weiss nicht, ob ich schon damals daran dachte, aber wann immer ich versuche, über diese Szene nachzudenken, über diesen letzten Augenblick, ist es unmöglich, nicht den archetypischen Mythos heraufzubeschwören. Wer dort Orpheus und wer Eurydike war, ist mir nicht klar, aber Mutter wandte ihren Kopf nicht, sie ging weg und verschwand.

Die einfache Erklärung, die ich damals fand, besagte, dass sie, hätte sie sich umgedreht, den Wahnsinn dieses Horrors, den unerträglichen Schmerz nicht ausgehalten hätte, das Wissen, dass sie uns dort allein liess unter der Herrschaft des unabänderlichen Gesetzes, von dem niemand ausgenommen war, und sicher nicht ich, so jung wie ich damals war. Und vielleicht fürchtete sie im Wahnsinn dieses Schmerzes, dass, hätte sie sich zu mir, zu meinem Vater und mir umgewandt, wir alle umgekommen wären.

Es war erst viel später, lange Zeit nach dem Krieg, lange nachdem uns die Nachricht ihres Todes erreicht hatte, dass ich mehr erfuhr, hier in Jerusalem, von ihrer Freundin, über ihre letzten Augenblicke oder eigentlich über die lange Reise aus Auschwitz heraus und über die Zeit in jener Satellitenstadt der Metropole des Todes, im Lager Stuttgart; ich erfuhr etwas, das eine andere Erklärung, vielleicht, für das unfassbare Rätsel des entschiedenen Weggehens und des Verschwindens jenseits des Verlassens dieses Ortes bot: Mutter trug den Embryo meines Bruders in sich, ein Auschwitz-Embryo, von ihrem Treffen mit Vater dort, und sie war entschlossen, wenigstens ihn mit sich zu nehmen, wenn wir beide bleiben und umkommen sollten.

Sie ertrug die Qualen der Reise, die zermürbende Arbeit, und wundersamerweise und dank des Geschicks und der hingebungsvollen Hilfe ihrer Freundinnen schaffte sie es bis zur Entbindung. Der Junge wurde im Lager Stutthof geboren, und ihre Freundinnen und vor allem die Pflegerinnen, die im Krankenbau arbeiteten, versprachen ihr, das Neugeborene zu schützen, solange kein Notfall eintrat und solange keiner des herrschenden Regimes eintrat, namentlich die SS-Leute. Das Kind war gesund und schrie wie ein gesunder Säugling, und die SS-Leute, die sich bald näherten, entschieden über sein Leben. Die Pflegerinnen setzten diesem winzigen Leben ein Ende. Die grosse Unabänderlichkeit des Gesetzes des Grossen Todes, die Auschwitz beherrschte – in der sich ein Riss aufgetan zu haben schien: die Eisenbahnschienen, die in die Entfernung wichen, und die Wagons, die die Überreste unseres Lagers in sich trugen, darunter meine Mutter, wie ein Riss der Hoffnung zu überleben, die Mauer des unabänderlichen Gesetzes zu durchbrechen –, diese unerbittliche Unabänderlichkeit war auch jenseits der Metropole am Werk, in jener Satellitenstadt, Aussenstelle des Grossen Todes, im Konzentrationslager Stutthof, weit im Norden, an den Ufern der Ostsee, an der Mündung der Weichsel, jenes Flusses, der wie die Eisenbahnstrecke, die von den Ausläufern von Auschwitz ganz allmählich in jenen gewaltigen furchtbaren Wald führte, der sich heute auf dem Gelände des Lagers für jüdische Frauen erstreckt und den ich auf der Suche nach dem Grab meiner Mutter gesehen habe.

Meine Mutter erholte sich von der Entbindung, bevor das Lager Stutthof evakuiert wurde. Der Todesmarsch war überaus grausam, die

noch überlebenden Frauen waren dem horrenden und brutalen Morden der SS-Truppen ausgesetzt. Sie entflo dem. Sie und ihre drei Freundinnen flohen, kurz bevor die Evakuierung einsetzte, nahmen die Identität deutscher Flüchtlinge aus der nahe gelegenen, ausgebombten Stadt Elbing an und fanden Unterschlupf in einer Hütte auf dem Hof eines deutschen Bauern.



Dort erkrankte eine der Frauen, es war jene, die mir später erzählte, wie es meiner Mutter ergangen war, seit sie Auschwitz verlassen hatte, bis zu ihrem letzten Atemzug. Mutter besass einen Diamanten, den sie von meinem Vater erhalten hatte, bevor sie wegging, damit sie für sich und das Baby sorgen könne, wenn es notwendig werden würde. Sie tauschte ihn gegen Geld, Kleider und Medikamente ein und kümmerte sich um die junge Frau, die an einem ernsten, üblicherweise tödlich verlaufenden Typhusfieber, dem Fleckfieber, erkrankt war, das sie aus Stutthof mitgebracht hatte, als sie flohen. Die Frau erholte sich. Danach, wie sie bei ihrem Besuch in Jerusalem erzählte, wurde meine Mutter krank und erholte sich nicht. Sie liegt in dem kleinen Dorf an der Mündung der Weichsel begraben, wo die vier Zu-



flucht fanden – damals unter seinem deutschen Namen Nickelswalde bekannt und heute unter seinem polnischen Namen Mikoszewo –, in der Nähe des ehemaligen deutschen protestantischen Friedhofs.

Heute gibt es dort nur einige Gräber polnischer Katholiken, an diesem Ort, den wir auf wundersame Weise ausfindig machen konnten.

Das unabänderliche Gesetz des Grossen Todes, das unabänderliche Gesetz, das in jenem Traum in endlosen Variationen wiederkehrt, das ich einmal «den ewigen Tod des Kindes» nannte – die furchtbare Unabänderlichkeit liess nicht einmal hier ab, bei dem Versuch, sie zu retten. Ihre letzten Augenblicke, ihre letzten Traumgesichte, wie jene Freundin sie beschrieben hat, galten mir: Sorge und Alpträume, in denen ich mich in einem Versteck verbarg, das Vater und ich vorbereitet hatten für die Zeit, wenn das Familienlager liquidiert werden würde, für den Fall, dass ich das Lager nicht verlassen würde; das heisst, wenn es mir nicht möglich gewesen wäre zu gehen, wenn ich nicht zu der Gruppe der Jugendlichen gehört hätte, für die eine weitere Verlängerung des Lebens vorgesehen war. Obgleich meine Mutter wusste, dass ich hinausgekommen war, denn als wir uns trafen, war ich bereits in einem anderen Lager, war es dieses Bild, wie ich in dem Versteck des verlassenen Lagers zurückblieb, das sie in ihren letzten alpträumhaften Stunden begleitete; ein Versteck, das sich in einer Art Hochboden des riesigen Wassertanks im Waschraum der Häftlinge befand, der Baracke mit der wunderbaren Akustik, in der wir sangen – 200 Meter von der Selektionsrampe und etwa 300 Meter vom Krematorium entfernt –, wo wir damals im Kinderchor die «Ode an die Freude» sangen: *Freude! schöner Götterfunken! Tochter aus Elysium! Wir betreten! feuertrunken! Himmlische! dein Heiligtum! Eher* schloss sich der Kreis, nachdem ich das Ende dieser Tragödie, vorherbestimmt, wie es war, hier in Jerusalem im Jahr 1961 gehört hatte.

*An der Mündung des Grossen Flusses der Zeit,
an den Ufern der Ostsee*

Ich habe diese Geschichte vom Ende einer anderen vorangestellt, in der sich ein weiterer Kreis schliesst: Es ist die Geschichte, in der mein Vater und ich nach Danzig und Stutthof zurückkehren. Wir kehrten zurück, um nach dem Grab zu suchen, um die Satellitenstadt der Metropole des Todes zu finden – und wir erreichten sie. Das Tor, anders als das in Birkenau, war in gutem Zustand, und die Gebäude, die den Besucher erwarteten, waren gleichermassen gut bewacht wie gut erhalten, mit Museums- und Arbeitsräumen für die Belegschaft an jenem Ort, der in der Zwischenzeit zu einer Gedenkstätte geworden war. Eine Gedenkstätte vornehmlich für das Gefangenenlager der polnischen nationalen Widerstandsbewegung gegen die Nazis. Die Allee, die ins Lager führte, und ihr Verlauf innerhalb des Lagers erinnerten an die gepflegten Lager wie Dachau in Deutschland, mit Lageplänen, Karten und Statistiken, woran sich einige Räume anschlossen, in denen Folterzubehör und Utensilien für Hinrichtungen ausgestellt waren. Das Lager selbst jedoch, Stutthof, war eine Art Feld, von fast unendlich scheinender Weite, verlassen und doch gepflegt, das Gras war geschnitten, eine Art Rasen erstreckte sich – nicht grenzenlos, aber bis zum Rand eines grossen schwarzen Waldes, hinter dem, wie man uns sagte, das Meer lag.

Als wir dort standen, in der späten Oktoberkälte, die von den Ufern der Ostsee wehte, neben einem der Übersichtspläne dieses gepflegten Lagers, löste ich mich von der Gruppe und begann in Rich-



tung Wald zu laufen. Denn hier, in diesem Wald, wie uns erklärt wurde, hatte sich das Lager der jüdischen Frauen von Auschwitz befunden. Dort war auch die grosse Grube gewesen, in der die Leichen verbrannt wurden.



Ich ging – ohne zu wissen, wohin ich ging oder was ich wollte –, ich ging über die grosse Rasenfläche ohne Zäune, ohne elektrischen Stacheldraht, ohne hohes Gras, ohne Bäume, über die Fläche, auf der die Lager durch rechteckige weisse Gebilde aus gehauenen Stein markiert waren, auf denen Tafeln standen, die die verschiedenen Lager bezeichneten, die sich dort in der Vergangenheit befunden hatten.

Ich ging von einem Erinnerungsmai zum nächsten, von einem Lager zum nächsten, näherte mich dem Wald, in dem keine Tafel stand und auch kein Stein lag. Er war ein Ort urzeitlicher Trostlosigkeit: Morast, umgefallene Bäume, weisse Birken, dunkle Bäume und Bäume, bei denen ich mir nicht die Mühe machte, sie zu bestimmen.



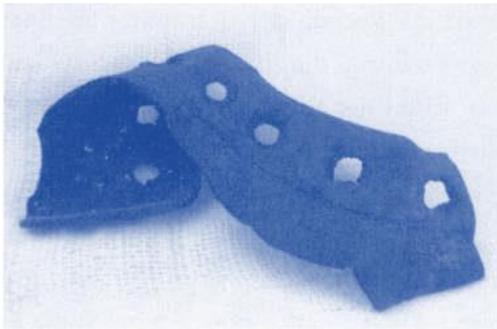
Ich kam näher, und nach einem Moment des Zögerns betrat ich den Wald.



Ich umging den Morast, die Pfützen und hielt an, wo ich war.
Ich sprach das Kaddisch, ich las Kaddisch, das jüdische Totengebet.
Ich trat den Rückweg an.

Lederstreifen

Während ich dort entlangging, sah ich vor mir nur den Wald. Auf dem Rückweg waren meine Augen auf den Boden geheftet. Als ich ziellos das Gras durchstreifte, sah ich alle paar Schritte Lederstreifen – dunkel, einige vermodert, vertrocknet. Ich hob einen oder zwei von ihnen auf, ohne zu wissen, was ich tat, aber wie bei meinem Rückweg aus Birkenau, als ich den Teil eines Ziegelsteins von den Überresten der Jugend- und Kinderbaracken aufhob und einen weiteren vom Schutt



des Krematoriums und sie mit mir nach Jerusalem nahm, war es zweifellos dasselbe, was ich mit diesen Lederstreifen tun wollte und tat. Weil sie das einzig Auffallende im Gras waren.

Ich kehrte zurück und erreichte meine Begleiter. Wir gingen alle zu dem gepflegten, warmen Hauptquartier der SS, das nun ein Ort der Forschung geworden war. Die Direktorin der Gedenkstätte bat mich, den «angesehenen Historiker», das Forschungsteam bei Tee und Keksen zu treffen. Dieses Anliegen fiel mir schwer, aber ich versuchte, einige Worte mit ihnen über Forschungsthemen zu wechseln. Man gab uns auch eine Kopie aus der Kartei der weiblichen Häftlinge, die Karte meiner Mutter mit ihren Daten: Grund der Inhaftierung – kein Eintrag; Todesdatum – kein Eintrag; Ankunftsdatum und vorheriger Aufenthaltsort: Auschwitz. Die Karte verwahre ich bis heute.

Was, auch hier...?

Aber der eigentliche Grund, warum ich diese Begegnung beschreibe, ist ein Vorfall, der sich später ereignete, als wir die kleine Ausstellung, die sich im selben Gebäude befand, besichtigten. Eines der Ausstellungsobjekte war eine lange gläserne Vitrine mit Tausenden von Schuhen, alle durcheinandergeworfen, so wie man sie in die Vitrine hineingestopft hatte und wie man es von Fotografien aus dem Auschwitz-Museum kennt.

Wir fragten: «Was ... auch hier... gingen die Frauen barfuss in den Tod, die Schuhe wurden ihnen vorher weggenommen?» Denn in Auschwitz gehörten diese Schuhe Hunderttausenden von Menschen, die sie nicht länger brauchten, nachdem sie sie in den Fluren der Gas-



30

kammern ausgezogen hatten. Die Direktorin der Gedenkstätte sagte:
«Nein, diese Schuhe sind aus Auschwitz.»

Tatsächlich, ebenso wie aus Auschwitz Sklavenarmeen – die Frauen, Zugladungen von Sklaven mit geschorenen Köpfen – geschickt wurden, sandte man auch Güterwaggons mit Schuhen, und die Häftlinge von Stutthof waren mit der Untersuchung und der Repa-



ratur der Schuhe beschäftigt, für den Fall, dass in ihnen die letzten Habseligkeiten verborgen waren, welche die längst Vernichteten hatten mit sich nehmen wollen.

Aus diesem Betrieb, der später die Schuhe in alle Teile des Reiches lieferte, blieben die Lederstreifen zurück, die über das gesamte riesige Gelände des Lagers verstreut waren, das, wie ich erwähnte, sich so beeindruckend gepflegt darbot in Gestalt eines weitläufigen Rasens und der rechteckigen Erinnerungsmale aus weissem Stein. Hier nun zeigte sich eine weitere überraschende Verbindung zwischen der Metropole Auschwitz und ihrer Satellitenstadt Stutthof: Nicht nur wurden die Menschen von dem unabänderlichen Gesetz eingeholt, obwohl sie den Ort bereits verlassen hatten, auch die Schuhe der Ermordeten, jener, die ausgelöscht worden waren, begleiteten sie hierher. Und der mächtige Strom der Weichsel, «der bösen Wisla», des Flusses, dessen oberem Verlauf ich mich bei meiner vorherigen Rückkehr nach Auschwitz mit jenem geschwätzigem Fahrer aus Krakau näherte, der mir über die böse Weichsel erzählte, die über die Ufer tritt, das Land überschwemmt und Mensch und Tier mit sich reisst und in die die Asche der Verbrannten geworfen wurde – das heisst, in ihren Zufluss, in die Sola, die in die Weichsel mündet; und dieser Fluss, der Polen von Süden nach Norden durchquert, bis in die Ebenen Ostpreussens, und der sich über ein riesiges Delta in die Ostsee ergiesst, symbolisierte das Verbindungsglied, die Verbindung zum unabänderlichen Gesetz, vor dem es kein Entrinnen gibt.



Es war am 25. Januar 1945

Auch an dem letzten Ort, an den wir kamen, gab es kein Entrinnen. Das war das Dorf Mikoszewo am Ende der schmalspurigen Eisenbahnlinie, die zu der Fähre führte, die Passagiere über die grosse Flussmündung brachte. Damals diente sie dazu, die Häftlinge, die den Todesmarsch bis dahin überlebt hatten, an das andere Ufer überzusetzen, wo sie ihren Weg fortsetzen sollten.



Dieser Ort war der Schauplatz des brutalen Massakers an all jenen, die übrig geblieben waren, meine Mutter war bereits nicht mehr unter ihnen.



Er lag einige Hundert Meter von dem Haus entfernt, in dem sie und ihre Freundinnen nach ihrer Flucht unter falschem Namen Unterschlupf gefunden hatten, und es war wie gesagt derselbe Ort, nahe derselben Weichsel, an dem wir später den Friedhof fanden. Wir fanden ihn anhand der Angaben der einzigen Frau, die aus der damaligen deutschen Bevölkerung noch am Leben war und deren Grossvater, so erzählte sie uns, dort auch der Bestatter gewesen war. Sie erinnerte sich an die Särge von zwei der vier Frauen, die nachts von jenem deutschen Gehöft gebracht wurden, einer nach dem anderen. Sie zeigte uns den Ort. Es gab keine Grabsteine dort. Danach kehrten wir von jenem Ort zunächst nach Danzig zurück, dann nach Prag und schliesslich nach Jerusalem.

Meine Tagebucheinträge enthalten sehr detaillierte Beschreibungen von dieser Reise, von den Landschaften, den Ereignissen und

auch meiner Gedanken. Den Beginn der Reise enthalten sie nicht, das Bild des Anfangs, das Verlassen von Auschwitz, diesen verzweifeltsten Versuch, dem Hades zu entkommen, und die Geschichte des neuen Lebens, das sich vermutlich dem Schicksal entzogen hatte, dem alle unterworfen waren, selbst wenn es weit entfernt lag. In dieser vom Schicksal vorherbestimmten Tragödie, für die ich den Orphischen Mythos bemühte, war es unmöglich, den Fluss Styx der Weichsel ins Leben zurück zu überqueren. Es gab nur die Möglichkeit, auf ihm die Reise anzutreten und seiner Strömung nordwärts zu folgen. Und das sich entfaltende unabänderliche Gesetz erreichte selbst den kleinen Tod – sogar das kleine Wesen – durch die Hand der selbstgerechten Frauen, vielleicht Schicksalsbotinnen, und der Grosse Tod holte meine Mutter auch dort ein. Es war am 25. Januar 1945, kurze Zeit bevor das Dorf von der sowjetischen Armee befreit, oder, wie es die damals ansässige deutsche Bevölkerung empfand, erobert wurde.

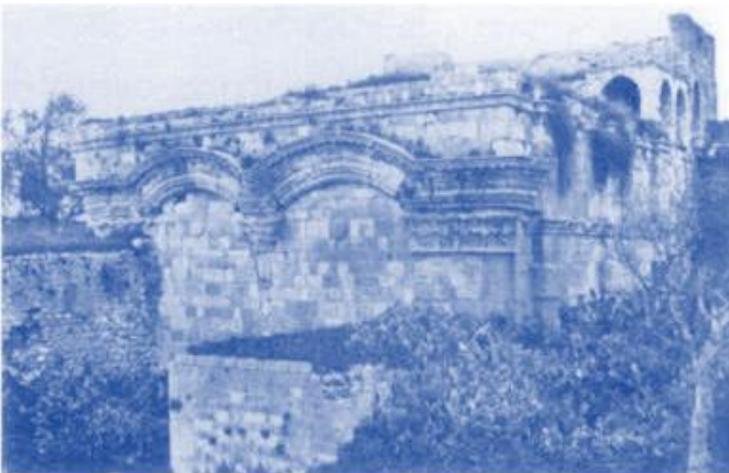


8

Landschaften einer privaten Mythologie

Das versiegelte Tor der Gnade

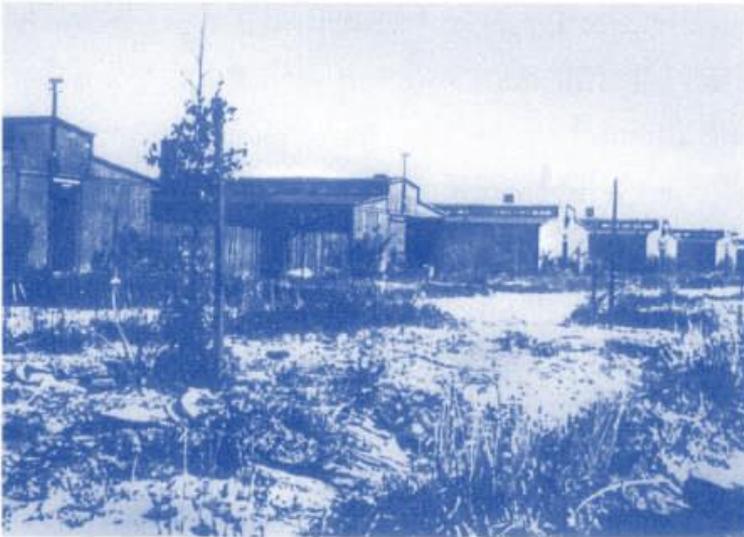
In diesem Kapitel begeben wir uns in eine ganz andere Zeit, in das Jerusalem der späten sechziger Jahre. Ich erinnere mich nicht, ob es unmittelbar nach dem Krieg war, dem Sechstagekrieg, oder ein, zwei Jahre später, nachdem ich von einem einjährigen Aufenthalt aus England zurückgekehrt war, aber der Ort, an dem ich diese Erfahrung machte, war der Tempelberg. Es war mein erster Besuch auf dem Tempelberg oder zumindest seines entlegenen und vernachlässigten nordöstlichen Teils, hinter dem Felsendom auf dem Weg zum Gnadenort, dem versiegelten Goldenen Tor.⁹



Ich ging allein. Ich überquerte den mit Steinplatten belegten Platz und ging an den antiken Prachtbauten vorbei, die sich erhalten hatten. Ich ging weiter hinein in den ungepflegten, verlassenem Bereich, der überall von Gras und hohen Dornen – nicht sehr hoch, aber dicht, dunkel und grau – überwuchert war, und eine unvergleichliche Stille begleitete mich, als ich mich den Treppenstufen zum verschlossenen Tor näherte.

Plötzlich überkam mich ein Gefühl absoluter, unerschütterlicher Gewissheit: *An diesem Ort bin ich schon mal gewesen!*

Das war natürlich absurd. Natürlich war ich nicht an diesem Ort gewesen, niemals zuvor, konnte ich gar nicht, aber die Gewissheit war vollkommen, untrüglich. Ich zermartere mir das Gehirn, versuche die Dinge zu analysieren, Details wiederzuerkennen, erforsche Gefühle, finde Erklärungen – und in diesem Moment blieb ich stehen. Stand vor einem rostigen Stück Stacheldraht, das in dem dort wild wachsenden Gras lag. Die Assoziation scheint sehr einfach zu sein, obgleich man fragen könnte: «Worin besteht der Zusammenhang zwischen dem Stacheldraht hier und Auschwitz?» Mir war klar, dass dies nicht das Auschwitz in seiner «glanzvollen, grandiosen Zeit» war, sondern das Auschwitz des ersten flüchtigen Besuchs aus den Jahren nach dem Krieg, der offenbar völlig in meiner Erinnerung versunken war und den ich bis jetzt nicht erwähnt habe. Es war der Besuch eines 14-jährigen Jungen, der als Zeuge in einem Prozess auftrat, der 1947 in Krakau gegen die SS-Belegschaft von Auschwitz geführt wurde. Während wir dort waren, erlaubte man uns, Auschwitz zu besuchen, und dabei kamen wir auch nach Birkenau.



Das erstmalige Erfahren jener verlassenen Ruinen, dieses furchtbaren Kontrasts, eines Ortes, der mit historischer Bedeutung aufgeladen war, ein Ereignis von gewaltigem Ausmass, dramatisch, voll von Menschenmengen, Tod und Geschichte; das Bewusstsein dieser so aufgeladenen weltgeschichtlichen Bedeutung, nun als Ruine daliegend; und der Kontrast zwischen den Ruinen der Metropole des Todes und der zweitausend Jahre zurückliegenden Vergangenheit, der so grell, so gravierend war und doch genauso dazugehörte – hier offenbar lag die ursächlichste Ursache des Erstaunens, das den Wanderer befiel, als er den Tempelberg durchstreifte und die Schichten der versiegelten Vergangenheit durchschnitt.¹⁰

Tatsächlich war dieser antike Ort wie kein anderer aufgeladen mit der Entfaltung des historischen Traumas, mit Tod und Endzeit, mit allem, was aus diesem Ort hervor- oder in ihn eingegangen war, und ihn zu durchschreiten hiess, sich seinen Weg durch die stummen Rui-

nen zu bahnen, durch wild wachsendes Gras, mittendrin der rostige Stacheldraht, der diesen Ort mit dem anderen verbindet. Wäre der rostige Stacheldraht nicht gewesen, hätte sich das überwältigende, untrügliche Gefühl – *an diesem Ort bin ich schon mal gewesen* – möglicherweise nie eingestellt.

Als ich das verstand, kehrte ich nach Auschwitz zurück. Nicht sofort. Ich verliess den Tempelberg, physisch, aber in meinem Bewusstsein kehrte ich nach Auschwitz zurück. Es muss damals gewesen sein, dass ich zu dem Entschluss kam, dorthin zurückzukehren und durch jene Trostlosigkeit zu wandern, inmitten der Polarität, in der ich die wimmelnde Gegenwart von Leben und Tod spüre, das Getriebe jener angstbehafteten Historie, die dort in Trümmern liegt. Das ist es, was mich stets zurückbringt zu jenem furchtbaren unabänderlichen Gesetz, das mich erfasst hat und nicht loslässt und dessen Wesentliches für mich dort geblieben ist. Es muss damals gewesen sein, dass ich entschied zurückzukehren, vielleicht ohne mir dessen bewusst zu sein. Das ist der Hintergrund für das, was sich zehn Jahre später, 1978, während der Reise nach Polen ereignete, als ich an einer wissenschaftlichen Konferenz teilnahm, an deren Ende die Rückkehr in die Metropole des Todes stand – so wie sie vielleicht bis heute existiert. Ich denke nicht, dass ich noch mal an jenen Ort zurückkehren werde, aber dieser Besuch, den ich alleine machte, nahm wahrscheinlich seinen Anfang in der für mich verblüffenden Erfahrung, damals auf dem verlassenem und verfallenen Tempelberg, gegenüber dem versiegelten Tor der Gnade.¹¹



38

Der blaue Sommerhimmel

Ein weiterer Zeitsprung in eine andere Landschaft und andere Farben. Die Farbe ist blau: klarer blauer Sommerhimmel. Silbrige Spielzeugflugzeuge, die Grüße aus entfernten Welten bringen, bewegen sich langsam durch den azurfarbenen Himmel, während um sie herum etwas explodiert, das wie weisse Blasen aussieht. Die Flugzeuge ziehen vorbei, und der Himmel bleibt blau und herrlich, und in weiter Ferne, weit weg von diesem klaren Sommertag, zeichnen sich blaue Berge ab, als wären sie nicht von dieser Welt. Das war das Auschwitz jenes elfjährigen Jungen. Und wenn dieser Junge, der dies nun aufzeichnet, sich selbst befragt – und er fragt sich stets –, was war die schönste Erfahrung in den Landschaften deiner Kindheit, wohin flüchtest du auf der Suche nach der Schönheit und der Unschuld, dann ist die Antwort: zu jenem blauen Himmel und zu den silbernen Flugzeugen, diesen Spielzeugen, und in die Ruhe und Stille, die ringsum zu herrschen

schiene; denn ich habe nur diese Schönheit und die Stille in mich aufgenommen, und so blieben sie meiner Erinnerung eingepägt.



Dieser Kontrast ist untrennbar mit den schwarzen Kolonnen verbunden, die vom Krematorium verschluckt werden, und mit den Stacheldrahtzäunen, die Betonsäulen ringsum gespannt hielten. Aber in der damaligen Erfahrung existierte all dies anscheinend nicht, es lebte nur im Hintergrund, unbewusst.

Das Bewusstsein hat den Eindruck der kühlen Sommerfarben jenes riesigen Raumes in sich aufgenommen und verborgen; des strahlend blauen Himmels, der Flugzeuge – auch die Empfindung des Jungen, der sie anschaute und alles um sich herum vergass. Es gibt fast keine Rückkehr in jene Metropole mit ihren düsteren Farben, mit dem

Gefühl des unabänderlichen Gesetzes, das alles Lebende in den Grenzen der ihm zugestandenen Zeit und des Todes umschliesst; das heisst, es gibt nahezu kein Gefühl einer Rückkehr in jene Welt ohne das Gefühl der Rückkehr zu diesen wundervollen Farben, zu dieser stillen, verzauberten und verlockenden Erfahrung des blauen Himmels von Auschwitz-Birkenau im Sommer 1944.

Ich kann nach vielen ähnlichen Erfahrungen suchen, vielleicht aus der Zeit vor Auschwitz, vor Theresienstadt, vor dem Transport, in meiner frühen Kindheit: Landschaften einer Kindheit in Böhmen, grün und hell – aber sie sind alle blass. Ebenso alle späteren Landschaften in Israel. Landschaften in glühenden Farben unter gleisendem Licht von Gelb und Blau – das Blau des Himmels ist in diesem Land viel stärker als jedes andere Blau, das ich jemals irgendwo gesehen habe. Aber dennoch, das eine ist blass und verschwommen, das andere grell und grausam und gehört irgendwie nicht dazu. Das einzige wirkliche Blau, das jede andere Farbe übertrifft, eingebrannt in meine Erinnerung als die Farbe des Sommers, die Farbe der Stille, die Farbe des Vergessens – eines vorübergehenden Vergessens –, ist die Farbe eines polnischen Sommers im Jahr 1944.

Und dem kleinen Jungen, der zu diesem Sommer gehört, wird all dies für immer der Prüfstein der Schönheit sein, ungeachtet all der Landschaften, die ich – wie soll ich sagen – auf ewig in mich aufgenommen habe und vielleicht noch aufnehmen werde. Ich weiss nicht, wie viel Zeit mir bleibt bis zu diesem «ewig», aber ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass ich immer hierher zurückkehren werde.

Kapitel 8

Diese Rückkehr, auch wenn sie losgelöst ist von der düsteren Rückkehr, aus der es keinen Ausweg gibt, ist in sich eine Rückkehr ohne Ausweg. Die Farbe ist die Farbe der Kindheit, eine Farbe der Unschuld, eine Farbe der Schönheit. Und auch das ist ein unabänderliches Gesetz, aus dem es kein Entrinnen gibt. Man entrinnt der Schönheit nicht, dem Gefühl der Schönheit, auf dem Höhepunkt und inmitten des Grossen Todes, der alles beherrscht.

Ströme, die nicht zu überqueren sind, und das «Tor zum Gesetz»

Diese Bilder vom blauen Himmel und von schwarzen Menschenkolonnen, die in den Krematoriumsaniagen verschwinden und in Rauchwolken aufgehen, die Korridore des Lichts zu der Metropole des Todes, die Begriffe «Metropole des Todes» und «Heimat des Todes», all dies, mir so vertraut, sind meine Kindheitslandschaften, in die ich mich flüchte und in denen ich eine Art Freiheit genieße, behütet durch das unabänderliche Gesetz der alles durchdringenden Herrschaft des Todes, durch die Schönheit von Sommerlandschaften – all diese Dinge sind Teil meiner privaten Mythologie, deren ich mir stets bewusst bin, einer Mythologie, die ich erfunden habe, die ich erschaffen habe, mit der ich spiele und – ich würde nicht einmal sagen, dass ich davon gequält werde, weil sie mich eben nicht quält – in der ich Zuflucht finde, wenn andere Dinge mich verfolgen, und sogar, wenn sie es nicht tun.

Diese Heimat existiert und ist mir jederzeit zugänglich. Aber sie ist ein Mythos, sie besitzt eine eigene mythologische Sprache, und was ich hier tue, steht eigentlich all meinen Entscheidungen, all meinen Gefühlen, dem ganzen Bewusstsein der eigenen Grenzen bzw.

dem, was ich früher als Grenzen ansah, entgegen: Grenzen der Sprache, vor allem was meine Fähigkeit anbelangt, diese mythologischen Landschaften in kommunizierbare Landschaften zu integrieren. Meine Zweifel oder meine Weigerung, diese Landschaften mit irgendeinem anderen Aspekt meines Alltagslebens zu vermischen, und auch meine intellektuellen Bemühungen, die Welt zu begreifen und zu erklären – was ich als Lehrer in einer angesehenen akademischen Einrichtung beinahe täglich tue, so gut ich kann, in einer jener Einrichtungen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, die menschliche Existenz in der Vergangenheit und in der jüngeren Vergangenheit, mein Spezialgebiet, zu deuten und ihr Bedeutung zu verleihen – all dieses Trennen und Vermeiden, die eine Sphäre mit einer anderen zu vermischen, entsprangen einem unabänderlichen Entschluss und waren mir immer eine Wegleuchte.

Bis hierhin haben mich nur die Seiten meines Tagebuches auf den Reisen in diese mythische Heimat, in diese Metropole begleitet. Ich würde nicht sagen, dass ich nicht versucht hätte, teilzuhaben – nicht aktiv, aber passiv, wie jeder denkende Mensch auf der Welt –, ich würde nicht sagen, dass ich es vollständig vermieden hätte, mich an den Versuchen anderer zu beteiligen, diese Landschaften heraufzubeschwören, diese Landschaften, wie sie in den Augen anderer entstanden, die darin eine Berufung sahen und ihre Botschaft übermitteln haben. Ich habe es hier und da versucht, ich meine – vielleicht kann ich es andersherum besser ausdrücken –, im Grunde habe ich es immer vermieden und vermeide es bis zum heutigen Tag, irgendetwas Literarisches oder Künstlerisches zu lesen, das Auschwitz, die Kon-

zentrationenlager, dieses Kapitel der «Endlösung», das heisst die Geschichte der Juden unter dem Eindruck dieses gewaltsamen Endes, beschreibt oder zu beschreiben versucht. Auch habe ich vermieden, Ausstellungen oder Museen zu besuchen, und so viele Stunden ich auch in verschiedenen Archiven und Bibliotheken, einschliesslich des Archivs von Yad Vashem und der dortigen Bibliothek verbracht haben mag, ich habe weder die Ausstellung noch die grosse Gedenkstätte oder andere Ausstellungen und Gedenkstätten besucht und werde sie vermutlich nie besuchen – nie besuchen können. Ich habe Claude Lanzmanns Film *Shoah*, den so viele zu einem Teil ihres geistigen Eigentums oder ihres historischen Bewusstseins gemacht haben, nicht gesehen. Es war mir nicht immer klar, warum ich nicht ging und es immer wieder aufschob und ihn schliesslich nicht gesehen habe. Ich schaue mir auch keine anderen Filme zu diesem Thema an, und zwar ohne mir darüber Rechenschaft abzulegen. Sicher nicht – was vielleicht eine verständliche Auslegung wäre –, weil mir dies Leid verursachen würde, vor dem ich zurückschreke. Bestimmt nicht. Aber der Abstand, den ich mir beim Umgang mit der Geschichte dieser Epoche angewöhnt habe, zwingt mich wohl, im Hinblick auf die letzte gewaltsame Phase dieser Geschichte jegliche persönliche Teilnahme zu vermeiden.

So habe ich lange Zeit gedacht, allerdings ohne mir selbst im Grunde eine überzeugende Erklärung dafür zu geben. Aber es gibt eine überzeugende Erklärung. Ich kam vor ein paar Jahren darauf, und ich glaube, sie findet sich auch in einem der Tagebucheinträge, viel-

leicht von 1989. Aber auch wenn sie dort nicht festgehalten ist oder wenn sie anders formuliert ist, als ich es heute sehe, möchte ich dieses Kapitel mit dem Versuch beenden, die Dinge so zu klären und auszu-legen, wie sie mir aufgingen in einem Augenblick der Erleuchtung durch das Licht, in dem ich in diesen mythischen Landschaften meiner privaten Mythologie lebe, in diesen Heimat-Landschaften von Auschwitz, der Heimat des Todes, der Metropole und all dem Übrigen.

Ich komme auf eine Episode: Einer meiner Universitätskollegen lud mich ein, einen Vortrag zum Thema «Der Holocaust in der Literatur» zu besuchen. Aus Höflichkeit konnte ich ihm die Einladung nicht abschlagen, und ich hörte, was ich eben hörte. Das Gefühl der Entfremdung war überwältigend. Dies sind zwei Sprachen: eine Sprache, die ich nicht verstehe, und eine zweite, durch die ich diese Epoche lebe. Aber trotzdem unternahm ich den Versuch, eines der Bücher zu lesen, die in dem Vortrag erwähnt wurden. Einige dieser Bücher waren doch von hervorragenden Schriftstellern dieses Landes geschrieben worden, die viel zitiert werden – und es gibt viele hervorragende Schriftsteller anderswo in der Welt, die sich zweifellos mit dem Thema auseinandergesetzt haben und es verdienen, gelesen und von der Forschung beachtet und diskutiert zu werden.

Ich nahm eines der Bücher, vielleicht eines der bedeutendsten von allen, und fing an zu lesen. Über Auschwitz. Die Beschreibung einer Situation, die der Autor erlebt hatte. Entsetzt und zugleich erstaunt stellte ich fest, dass das Einzige, was ich bei dieser Heraufbeschwörung, bei dieser Beschreibung fühlte, las und sah, äusserste Entfremdung war.

Zwischen dieser Beschreibung der Welt, der Landschaften, der Realität und den Bildern, den Szenen, den Landschaften, den Erfahrungen, der Gegenwärtigkeit der Vergangenheit, die fortwährend ein Teil meiner Gegenwart sind, verlaufen Ströme, die man nicht überqueren kann. Dies ist etwas völlig Unterschiedliches. Es ist mir vollkommen unmöglich, diese Dinge in Verbindung zu bringen, sie in diese Landschaften einzufügen.

Und hier stellte ich eine naive Frage: Dieses Buch und viele andere, ähnliche Bücher und dazu viele andere Werke aus den Bereichen Film, Theater und Kunst, sind doch für die gesamte Welt, oder für die gesamte lesende Öffentlichkeit zugänglich und bieten einen Weg an, sich von Auschwitz und seiner Welt, den Ghettos, diesem historischen Zeitabschnitt, dieser Realität ein eigenes Bild zu machen. Und jeder liest sie – es werden ja tatsächlich Tausende von Exemplaren verkauft –, also sprechen sie offensichtlich eine Sprache, die all diesen unendlich vielen Lesern verständlich ist. *Und ich kann in ihnen nicht finden, was sie vermitteln wollen!* Es ist eine vollständig andere Welt! Das Gefühl der Entfremdung ist das Einzige, was ich wahrnehme und dem ich Ausdruck verleihen kann. Allein die Authentizität der Entfremdung ist authentisch.

Und ich frage: *Worin bin ich anders? Irgendetwas ist mit mir nicht in Ordnung!*

Und dann, wie so oft, wie fast immer in Zeiten der Not, flüchte ich mich zu Kafka, entweder in die Tagebücher oder in seine anderen Werke. Ich schlug damals wieder das Ende auf – ich öffne Bücher immer, ohne darauf zu achten, wo –, ich schlug das Ende der wunder-

baren Erzählung von dem Mann auf, der vor dem Tor zum Gesetz steht. Dieser Mann vor dem Tor zum Gesetz stellt eigentlich dieselbe Frage – und es ist eine seiner letzten Fragen, die er, wie der Türhüter scherzt, getrieben von seiner unersättlichen Neugier stellt. Er fragt: «Sag mir, dies ist doch das Tor zum Gesetz, und das Tor zum Gesetz steht offen für alle.» Worauf der Türhüter antwortet: «Ja, so ist es.» Daraufhin sagt der Mann (wenn ich mich recht erinnere): «Jedoch in all diesen Jahren, die ich hier sitze, ist niemand durch das Tor eingetreten.» Und der Türhüter nickt mit dem Kopf und sagt: «In der Tat.» Der Mann bittet ihn, diesen rätselhaften Umstand zu erklären, und der Türhüter tut ihm diesen letzten Gefallen und sagt: «Dieses Tor steht offen nur für dich, es ist nur für dich bestimmt, und jetzt gehe ich und schliesse es.»

Deshalb ist alles, was ich hier aufgenommen habe – all diese Landschaften, diese ganze private Mythologie, diese Metropole, Auschwitz – dieses Auschwitz, das hier aufgenommen wurde, das hier aus meinen Worten spricht, der einzige Ein- und Ausgang – der Ausweg vielleicht – der einzige, der für mich allein existiert. Und nicht nur das. In meiner Interpretation heisst das, dass ich auf keinem anderen Weg, durch kein anderes Tor, das zu diesem Ort führt, eintreten kann. Werden andere durch das Tor, das ich hier geöffnet habe, das für mich immer offensteht, eintreten können? Möglicherweise ja, denn dieses Tor, das Kafka öffnete, das nur für eine Person bestimmt war, für K., für Josef K., steht tatsächlich fast jedem offen. Aber für ihn gab es nur ein Tor zu seiner privaten Mythologie.

Ströme, die nicht zu überqueren sind, und das «Tor zum Gesetz»

Ich weiss nicht, ob diese Analogie hier anwendbar ist, aber dies ist die einzige Bedeutung, die ich für das Rätsel zu finden vermag, warum meine Gegenwart so besetzt ist von dieser Vergangenheit, die ich ununterbrochen erfahre, in der ich ununterbrochen arbeite, in die ich mich ununterbrochen flüchte, in der ich Landschaften erschaffe, durchsetzt mit Bildern aus der Realität, der Zeit der Kindheit und der Zeit des all dies staunend betrachtenden grossen Jungen, der, bevor es geschlossen wird – bevor dieses Tor geschlossen wird –, diese Fragen stellt und schliesslich eine Antwort gefunden zu haben scheint – zumindest auf diese eine verwirrende Sache, wenigstens darauf. Es ist nicht eben viel, es ist nebensächlich, aber es ist unmöglich, diese Dinge nicht auszusprechen, nicht darüber zu rätseln, nicht an sie zu glauben, denn ohne diesen Glauben wäre die gesamte Erinnerung meiner Kindheitslandschaften, der Landschaften, in denen ich stets meine Freiheit finde – die vorletzte Freiheit –, verloren.

Auf der Suche nach Geschichte und Gedächtnis

All das hat mit der Frage zu tun, warum es mir nicht möglich war, Werke zum Thema Holocaust zu sehen oder zu lesen. Aber tatsächlich, oder scheinbar?, fand meine direkte Konfrontation mit der Welt der «Metropole», mit dem unabänderlichen Gesetz des Grossen Todes auf einem anderen Weg statt, auf einem, der in vieler Hinsicht als der zentrale Weg meines Lebenswerks betrachtet werden kann: historische, wissenschaftliche Forschung. Die paradoxe Dualität der wissenschaftlichen Erforschung dieser Zeit habe ich bereits angesprochen: die systematische, vollständige Zurückhaltung, biografische Elemente mit dem Bereich des geschichtlichen Geschehens zu verflechten; man könnte sagen, mit dem eigentlichen, allerinnersten Kern dieses geschichtlichen Geschehens.

Ich habe viel nachgedacht über diese Dualität, den methodologischen Abstand und all das andere. In der Tat aber scheint mir jetzt, als hätte ich nur versucht, das Hindernis dieses Tores zu umgehen, es mit aller Kraft meines Daseins zu durchbrechen, vielleicht verwandelt in eine Art Trojanisches Pferd, das das Tor niederreissen und die un-

sichtbaren Mauern der mir verbotenen Stadt stürzen sollte, von der ich mich selbst ausgeschlossen hatte.

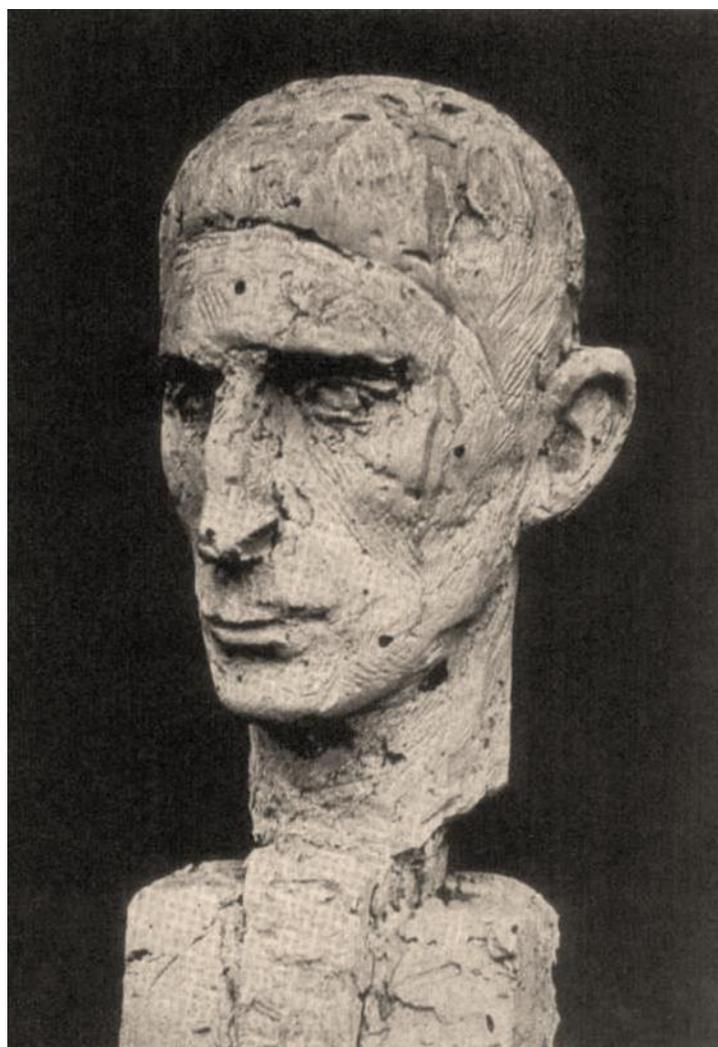
Denn dieses rigore, «rein wissenschaftliche» Schreiben ist aufgeladen mit enormen «metadimensionalen» Lasten und Spannungen, die irgendwie über die Grenzen der Zeit hinausreichen.

Ich glaubte, hier, in den sicheren und wohlausgebauten Bahnen der wissenschaftlichen Disziplin, das Bewusstsein der Intensität der Erfahrung dieser historischen Ereignisse einfließen lassen zu können, das Bewusstsein ihrer Metadimensionalität, das Bewusstsein ihrer unermesslichen Unpersönlichkeit, das ich durch das Prisma jener Gegenwart erlebte, durch die Erinnerung an sie und ihre Imagination, durch das Prisma jener Gegenwart, die ich scheute und fürchtete, vielleicht unbewusst, um mich ihr nicht unmittelbar stellen zu müssen.

In der Tat habe ich in all meinen Forschungen nie das Stadium und die Dimension des gewaltsamen Endes, der Ermordung, der Demütigung und Folter der Menschen erreicht. Ich habe diese Dimension ausgelassen oder sie umgangen – vielleicht wie ich auch die Haufen von skelettartigen Leichen umgangen habe, die hinter den Baracken in Auschwitz auf meinem Weg zum «Kinderblock» aufgestapelt waren –, um stattdessen den umfassenden Kontext der Ideologie und der Politik, die all dem zugrunde lagen, zu erforschen, die historischen Auswirkungen, die Dynamiken von Gesellschaft und Herrschaft sowie die Gesellschaft und die Führung jener, die Gegenstand der «Endlösung» waren – der Juden –, in der Zeit, die dem gewaltsamen, endgültigen Ende vorausging.

Ich hoffte offensichtlich, dass ich auf diese Weise mit dem Gefühl einer Aufgabe umgehen könne, der Last einer Botschaft, mit dem Wissen, das in mein Dasein eingeschrieben ist, und hätte ich nicht jene «sichere Bahn» gefunden, so hätte ich dieser Spannung und Furcht nicht standgehalten, als ich hilflos und angstvoll im vagen Bewusstsein stand, dass es für mich keinen Weg gebe und dass ich nie versuchen würde, einen Weg zu finden, um die eine Botschaft, die alles andere in sich trägt, offenzulegen: dass die Welt, nachdem die Metropole mit ihrem unabänderlichen Gesetz des Grossen Todes gewesen ist, sich nie mehr von deren Da-Sein wird befreien können.

War dies mein Tor zum Gesetz? Zu dem Gesetz der Welt? Einer der zwei massiven Eisenflügel dieses Tores, eines Tores, das Tag und Nacht offen steht? Und jetzt, sagte der Türhüter zu dem Mann, «gehe ich und schliesse es». Aber es scheint mir, als füge der Erzähler hinzu, dass es in diesem Augenblick dem Mann so vorgekommen sei, als ob hinter jenem Tor ein neues Licht leuchte oder schwach schimmere, ein Licht, das er nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte.



DREI KAPITEL
AUS DEN TAGEBÜCHERN

II

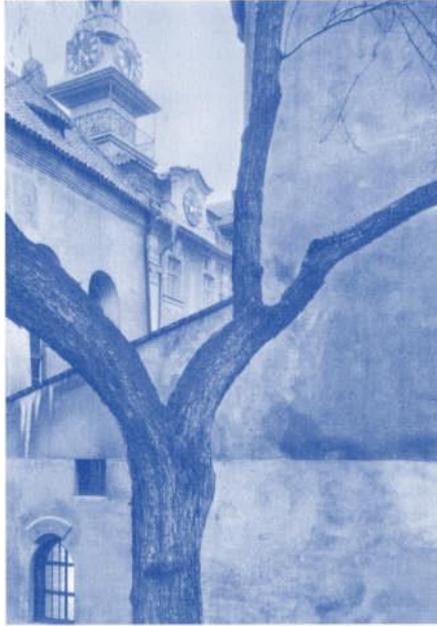
Traum: das jüdische Prag und der Grosse Tod

28. Juli 2003

Eine verlassene Strasse in Prag, im alten jüdischen Viertel. Ich sitze in einem verblassten Auto, das in einer Parklücke steht, der Weg hinaus ist versperrt.

Aber all dies Dichte, Überfüllte sind drei oder vier aschgraue Autos, die sich in die fahle Trostlosigkeit der Umgebung einfügen. Die Zeit – die trostlose Zeit der Herrschaft des unabänderlichen Grossen Todes. Von Gesandten des jüdischen Rathauses nehme ich – zögernd – eine Botschaft entgegen, die ein Urteil verkündet: Ich soll mich zum jüdischen Rathaus begeben, dem Gebäude mit dem barocken Turm und den Uhren mit hebräischem und römischem Zifferblatt, das sich nicht weit von hier in derselben Strasse befindet und von aussen vergeschlossen, verriegelt, verlassen aussieht.

Vom Moment des Urteils an – warum verwende ich dieses Wort? So habe ich es geträumt, und sein sprachlicher Ursprung in meinem Kopf ist jetzt nicht von Belang –, sofort nach dieser Anordnung also mache ich mich auf den Weg, der bis zum Ende des Traums nicht enden wird und bis heute, bis zu dieser Stunde nicht endet und auch nie enden wird.



Aber wie kann ich mich auf den Weg machen, wenn dicht hinter mir ein verstaubtes Auto geparkt ist, das offenbar schon seit Langem hier steht, und vor mir ein schwarz-grauer Lastwagen – seine Farbe lässt sich nicht eindeutig ausmachen –, der zwar nicht besonders gross ist, mir aber den Weg hinaus versperrt?

Nur wenige Passanten sind auf der leeren Strasse unterwegs und keine Autos. Es ist ein düsterer, schneidender Wintertages schneit zwar nicht, aber das Grauen des Winters durchdringt alles. Falls es Menschen in dieser Stadt geben sollte, in dieser Strasse, sind sie in ihren Häusern eingeschlossen. Ab und an huschen ein paar Gestalten vorbei, gleichgültig, entrückt, wie Schatten der Toten, die eilig ihren Geschäften nachgehen.

Das Bild, das dann in meinem Kopf auftauchte – es basierte auf Fotografien und Dokumenten aus der Zeit der Prager Juden während und nach den Massendeportationen –, war das der wenigen, die verblieben waren, die man zur Prüfung, Verzeichnung und Verwahrung der «Schätze der glorreichen jüdischen Vergangenheit» herangezogen hatte, erfroren, verstummt. Und die wenigen, die damit zu tun hatten, sprachen ebenfalls nicht mit mir und antworteten nicht auf meine Fragen – «Wie komme ich zum...?» –, sondern eilten ihren Geschäften nach. Wie Menschen jenes Regimes, die sein Wesen kannten und um ihren Platz wussten.¹² Was genau versuchte ich eigentlich dort zu fragen, damals in dieser verlassenem Strasse des alten jüdischen Viertels in Prag, als mir die Anordnung übergeben wurde und ich den versperrten Parkplatz noch nicht verlassen hatte?

Ich wollte fragen, wie ich zum jüdischen Rathaus gelange, obgleich es nur wenige Schritte entfernt in derselben Strasse lag und ich genau wusste, wie es aussieht. Dennoch musste ich fragen, wie man dorthin kam, denn obwohl die Anordnung, oder das «Urteil», so eindeutig war, dorthin zu gelangen war weder einfach noch eindeutig. Nach einer Weile – wie viel Zeit verstrichen war, kann ich heute nur mehr schwer einschätzen – erschien der Lastwagenfahrer, und ich versuchte kraftlos, ihm Vorhaltungen zu machen wegen der Verspätung, die er mir bereitet hatte, aber er achtete nicht auf meine Worte, und wenn er leicht verärgert doch etwas murmelte, sprach er mehr zu sich selbst, als dass er auf meine Vorhaltungen geantwortet hätte. Der Laster wurde gestartet und fuhr los, und auch ich konnte den Parkplatz verlassen.

Das tat ich – aber ich erinnere mich nicht mehr daran, ob ich in das Auto einstieg und wohin ich gefahren bin. Woran ich mich aber deutlich erinnere, ist, dass ich mich direkt danach in derselben Strasse wiederfand, sie entlanglief und das in der Anordnung genannte Gebäude erreichen wollte.

Ich wusste genau, was sich in dem Gebäude abspielte und zu welchem Zweck ich in diesen düsteren Bau gehen sollte. Mir war klar, dass innerhalb seiner Mauern dasselbe geschah wie in dem Gebäude, in dem sich in Birkenau die Gaskammern befanden, in die ich geschickt wurde und in die ich ging, aus denen ich entkam und in die ich wieder zurückgebracht wurde und immer so weiter. Und all das geht lautlos vor sich, ohne dass die Bediensteten des Gebäudes, die wie dunkle Schatten beim flackernden Feuer der Verbrennungsöfen ihrer Arbeit nachgingen, auch nur ein Wort verlauten liessen.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich zurückging und Passanten auf der Strasse fragte – falls da welche gewesen sein sollten, und ich glaube, da waren welche, aber die verhielten sich meinen Fragen gegenüber gleichgültig, wie zuvor schon –, aber als ich das Rathaus erreichte, war die schwere Eisentür (die in Wirklichkeit schwere Holztüren sind) verschlossen. Ich klopfte an das eiserne, hellgrau gestrichene, möglicherweise etwas verblasste Tor, erhielt aber keine Antwort.

Als ich da vor dem verschlossenen Tor stand und darauf wartete, dass es sich öffnen würde – denn schliesslich blieb mir nichts anderes übrig als einzutreten, nachdem der Parkplatz nun frei war und ich anscheinend ungehindert meinen Weg fortsetzen konnte –, änderte sich das Bild vollkommen.



Der düstere Wintertag löste sich im Licht eines klaren Sommertages auf, die Strassen waren voller Menschen, und ich fand mich mitten unter ihnen, sie sassen in Strassencafés und Restaurants, und ich lief weiter, bis ich den prachtvollen Pnkopy Boulevard erreichte, der vor Menschen barst, aber niemand nahm Notiz von mir, und ich wusste nicht, was ich sie hätte fragen sollen. Das Licht und die Atmosphäre auf den Strassen liessen keinen Zweifel daran, dass der Krieg und das Regime endgültig vorbei waren, auch mir war das klar. Noch weit klarer aber war, dass das gar nichts mit mir und meiner existentiellen Situation zu tun hatte, weil ich noch immer – oder wieder – auf dem Weg zum Rathaus war und unter allen Umständen dorthin gelangen musste.

Dann sehe ich, an einem der Kaffeehaustische, die sich entlang des Boulevards erstrecken, Livia Rothkirchen, eine alte Bekannte meines Vaters und von mir, eine ehemalige Mitarbeiterin in Yad Va-

shem und damals eine Bewohnerin der Landschaften der Metropole des Todes, die mich anstrahlt und freudig ruft: «Pane Kulka, Pane Kulka, vzdyt to uz je vsechno pryc!» («Herr Kulka, Herr Kulka, all das ist längst vorbei, ist vergangen, wissen Sie!») Und ich wundere mich und bin verblüfft, oder vielleicht nicht verblüfft, aber doch ein wenig erstaunt darüber, was das damit zu tun hat, dass ich mich noch immer auf demselben Weg befinde und zu demselben Ort gehen muss und dass das, was drinnen geschieht, sich nach der Ordnung jenes Regimes vollzieht. Mir ist auch klar, dass dieses eiserne Tor sich am Ende für mich öffnen wird. Nur ein kleines Detail, es mag unbedeutend sein, aber es beschäftigt mich nachhaltig, verschliesst sich unerbittlich jeder Klärung: Bedeutet die Vollstreckung des Urteils, das über mich gefällt wurde – nachdem ich eingetreten bin –, dass ich jenen Öfen bestimmt bin oder dem traditionellen Galgen, der sich zwar auf dem Rathausgelände befindet, aber ausserhalb des Gebäudes selbst, auf einer Art Balkon oder oberem Hof auf dem Dach einer herausragenden niedrigeren Etage, die gegenüber der Altneuschul-Synagoge lag?

So also habe ich den Traumverlauf rekonstruiert – Splitter, Fragmente, in groben Zügen ein Baustein nach dem anderen, doch stets mit einem Gefühl von Vollständigkeit und der klaren Gewissheit, dass Zeit oder die Veränderung der Zeiten weder eine Bedeutung hatte noch haben konnte. Lediglich der Schauplatz hatte sich verändert, verlagert und bewegte sich von der Metropole des Todes – Auschwitz – zur Metropole meines Geburtslandes – Prag.

Doktor Mengele eingefroren in der Zeit

22. Januar 2001

Den Traum hatte ich in der gestrigen Nacht, aber gestern, von morgens an und den ganzen Tag hindurch musste ich wegen des Vorhabens, meinem Vater eine Büste an einem öffentlichen Platz in Prag zu errichten, eine biografische Skizze über ihn zu Ende schreiben. Jetzt, im Morgengrauen, kehre ich zu dem Traum zurück, wie er aufstieg und sich in meiner Erinnerung erhalten hat.

In jener Nacht also, in jenem Traum war ich wieder in Auschwitz, in einem der Krematorien. Genauer gesagt, in seinen Ruinen. Ich betrat den Traum durch diese Ruinen. Es waren die Ruinen des Krema-



toriums, das ich bei meiner Rückkehr nicht betreten hatte, sondern vor dem ich stehengeblieben war und dessen schwärzliche Überreste ich betrachtet hatte, aus denen wilde Sträucher und Unkraut wuchsen.

Ich weiss nicht, wie ich hineinkam oder wie es überhaupt möglich war hineinzugelangen, aber ich ging hinein und befand mich im Krematorium. Vor meinen Augen erstreckte sich eine langgezogene Halle, ein Gebäude aus Beton, das nicht zerstört worden war und dessen desolater Zustand allein das Ergebnis jahrelanger Vernachlässigung war. Der Bau war ebenerdig und von Tageslicht durchflutet. Auch einen sehr langen Tisch gab es und Bänke aus ungeschliffenem Holz. Am Tisch sass eine Besuchergruppe, die einen Rundgang durch Auschwitz machte, allesamt Israelis, nicht jung, aber niemand von ihnen, so schien es mir zumindest, hatte damals Auschwitz miterlebt, in seinen «glorreichen» Tagen.

Alle hörten aufmerksam den Ausführungen des ortskundigen Führers zu, der über die Anlage, ihre Funktionen und über das Lager sprach. Und dieser Führer, der seine Erläuterungen im Auftrag der gegenwärtigen polnischen Gedenkstättenleitung gab, war Doktor Mengele!

Alle lauschten wortlos seinen informativen Ausführungen, aber allen und auch mir war klar, dass er es war, in seiner heutigen Funktion als Erklärer und Führer auf dem Gelände.

Äusserlich hatte er keinerlei Ähnlichkeit mit der Person, die ich damals kannte, oder mit den späteren Fotografien, die irgendwo in Südamerika auftauchten und in der Presse veröffentlicht wurden. Dieser Mann hier war in seinen Fünfzigern oder Sechzigern, mit ergrau-



45

tem Haar, einem ziemlich runden Gesicht und von durchschnittlicher Grösse; aber wie gesagt, mir und auch allen anderen war klar, dass er es war. Doktor Mengele.

Ich kam mit ihm ins Gespräch. Seine gegenwärtige Arbeit kam mir nicht übermässig sonderbar vor, aber was mir sonderbar schien und wonach ich ihn auch direkt fragte, war: «Wo sind Sie in all den Jahren seit damals gewesen?» Seine für ihn völlig selbstverständliche Antwort lautete: «Was soll das heissen, wo ich gewesen bin? Hier war ich, die ganze Zeit!» Also in diesem Bau inmitten dieser Ruinen, in dieser seltsamen Anlage, über deren Funktion kein Zweifel herrschen konnte, obgleich ihre äussere Form nicht darauf hinwies. Er jedoch ist schlicht und einfach immer hier gewesen. Und es war unmöglich, oder es bestand kein Grund, dies zu bezweifeln. Vielleicht war er wie eine jener zeitlosen Erscheinungen, die in geheimnisumwobenen alten Gemäuern oder deren Ruinen hausen. Aber das ist nur ein weiterer Gedanke, worauf vielleicht auch das Gefühl der «Selbstverständlich-

keit» beruhte, obwohl er, als ich mit ihm sprach, eine in jeder Hinsicht normale menschliche Gestalt war.

Auf dem Tisch dort stand ein Telefon, ähnlich den grauen flachen Apparaten, die es in den Arbeitszimmern der Universität gibt. Ich erinnere mich noch, dass ich meinen verstorbenen Vater anrief, um ihm mitzuteilen, dass Mengele hier war und er ihn interviewen könne. Und ich erinnere mich auch, dass mein Vater kam, allerdings weiss ich nicht, ob er ihn interviewt hat, ob es dazu kam. Wie dem auch sei, überaus scharf und deutlich erinnere ich, dass einer der Israelis, der an dem langen Tisch sass und die Erklärungen anhörte, jemand, der sicher nicht im Lager gewesen war, sich aufgebracht an mich wandte und verwirrt fragte: «Wie kannst du nur mit ihm reden?» Uns beiden war klar, dass er mit «ihm» Mengele meinte – nicht als Führer und Erklärer in seiner gegenwärtigen Funktion, sondern in seiner damaligen Identität.

Ich hingegen fand daran nichts Sonderbares oder Ungewöhnliches. Ich erinnere mich auch nicht mehr, ob ich überhaupt den Versuch machte, zu antworten oder ihm das zu erklären.

So weit meine Erinnerung, und mir scheint, dass ich das Wesentliche erinnere, oder alles.

Ich unternehme keinen Versuch diesen Traum auszulegen, auch wenn es sich sehr anbietet.

Gottes Schmerz

17. August 2002

Ein Traum über Gottes physische Existenz oder physische Präsenz – im Krematorium; oder ein Traum über Gottes Existenz und die Frage seiner Existenz. Es war überhaupt keine Frage, sondern eine Antwort – im Traum, in Auschwitz, im Krematorium, ein Traum mit wiederkehrendem Schauplatz: Ich betrat ihn durch die Ruinen des Krematoriums Nr. 2, rechter Hand der Eisenbahnschienen, an der Seite «unseres Lagers».



Ich schrieb ihn im Nachhinein auf Notizzettel, heute, am Tag nach der Nacht des Traumes: ein Schabbatmorgen im Monat Av (das hebräische Tagesdatum weiss ich nicht), der 17. August im allgemein üblichen Kalender.

15. November 2002

Freitagnachmittag, Givat Ram Campus. Diese Schönheit und die Ruhe, alles liegt verlassen da, der Himmel noch blau, aber nicht makellos. Die schweigenden Gebäude und die jungen Bäume, die nach dem grossen Schnee gepflanzt wurden – nichts regt oder rührt sich in ihnen. Stille und ruhige Erwartung, wachsam vielleicht, doch ohne äusseres Anzeichen, liegen in allem. In jedem Detail der Umgebung und von Horizont zu Horizont. Erwartung von was? Stürmische Winde und Blitze des Winters? Einer sich abzeichnenden Katastrophe? Des Grossen Todes in seiner Verwandlung, hier in diesem Land und in dieser Stadt – in der «Ewigen Stadt», im «Gelobten Land» – das Wiederaufleben der Herrschaft des Todes – hier?

Kein Bogen in der Wolke.¹³ Im Midrasch steht geschrieben: «Ich versprach nicht, [dass die Welt nie] durch Feuer [untergehen wird]».¹⁴ Der Grosse Tod – dem Feuer vorausgehend – hatte ein Herausblasen des Gases. «Was geschehen ist, wird wieder geschehen», sagt Kohelet, König in Jerusalem¹⁵ – ein Herausblasen des Gases, «biologischer und chemischer Krieg», «haba aleinu letova», «der zu unserem Guten sei»¹⁶ – «und sollten wir das Böse nicht annehmen?»¹⁷ – vor dem «Grossen Feuer», und «nicht im Feuer» des Grossen Todes, sondern in der ungeheuren, alles zerschmelzenden Hitze, danach «eine dünne

Stimme der Stille». Dieses furchtbare Schweigen und die Strassenkarte der Grossstadt des Todes, schwarz, verbrannt, stumm – eine Luftaufnahme der – der gigantischen Fussstapfen des Grossen Todes, die dort verblieben sind. Wie eine Luftaufnahme aus jener Zeit.¹⁸ Und das, «was wieder geschehen wird», ist schon gewesen – hier? Und die jungen Bäume und die Ruhe, sind sie nur die Spiegelung einer fernen Zeit auf fernen Sternen?

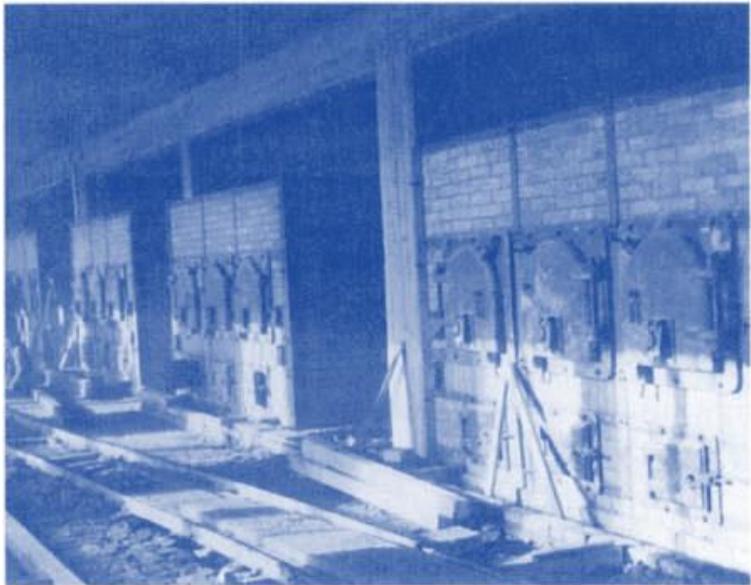
Ich denke viel nach über den grotesken Traum, den ich vor einigen Monaten geträumt habe, hier in Jerusalem. Über Doktor Mengele und seine Inkarnation in der eingefrorenen Zeit,¹⁹ wie eine anachronistische Erscheinung im zeitgenössischen Gewand: Ein «Führer der Unwissenden», vom Auschwitz-Museum angestellt, um Besuchern die Überreste des Lagers zu zeigen, auch den Besuchern aus Israel. Ich betrat damals diese gespenstischen Räume durch die Ruinen des Krematoriums Nr. 2, auf der «anderen» Seite der Eisenbahnschienen, von wo es keinen Weg hinaus gab, nur diese letzte Station.

«Was soll das heissen, wo ich gewesen bin? Hier war ich, die ganze Zeit!» In dem verlassenen Industriegebäude aus einer vergangenen Zeit, in der Halle, die hier und da mit Spinnweben verziert war, russgeschwärzte, lange nicht geputzte Fenster über die gesamte Länge und Holztische und Bänke aus ungeschliffenen Holzplanken (wie in unserem Sägewerk mit seinen grossen Flächen, auf denen die Bretter zum Trocknen wie stumpf abgehauene Pyramiden gestapelt lagen, eingefroren in der Zeit unter den leeren Wüstenhimmeln). Mein Vater war auch dort, nachdem ich ihn von einem Telefon angerufen hatte,

das auf einem der Tische stand, und ohne es zu wissen, hob ich ihn aus dem Hades. Er kam, aber ich erinnere nicht ein Wort, das er dort gesagt hat, als er kam.

Ja, dieser sonderbare Traum beschäftigt mich noch von Zeit zu Zeit. Eigentlich nur als Auftakt, als Hintergrund und als Korridor zu einem anderen Traum,²⁰ als seine Variation, nein – als Transfiguration in einen Traum über furchtbaren Schmerz: den «Schmerz Gottes», denn Er war dort. Damals.

Menschliche Figuren wie Silhouetten aus einem Schattenspiel bewegen sich stumm hin und her im flackernden Licht des Feuers, das in den Öfen des Krematoriums brennt – nicht als anachronistisches Schauspiel wie im «Mengele-Traum», sondern in der Zeit des realen Auschwitz, in seiner stummen Glorie, vor dem Hintergrund der dunkel brennenden Verbrennungsöfen.



Hier, was ich auf die Zettel geschrieben habe, am Tag nach dem Traum:

Und ich sah den furchtbaren Schmerz Gottes, der dort gewesen war. Die ganze Zeit. In Seiner Gestalt. Anfangs fühlte ich Ihn (nur) als eine Art rätselhafte Schmerzstrahlung, die aus der dunklen Leere des unbeleuchteten Raumes der Verbrennungsöfen durch meine Glieder strömt. Eine Strahlung von unerträglich intensivem Schmerz, stehend und betäubend zugleich. Danach

, begann Er sich in eine Art riesigen Embryo zu verwandeln, schmerzverkrümmt, inmitten der Dunkelheit, in der nur ein schwacher Schein des tobenden Feuers flackerte, umschlossen von schweren Eisenöfen. Verkrümmt wie etwas, wie jemand, dessen schwerer Körper und lange Arme durch Michelangelos riesiges Fresko in der Deckenwölbung der Sixtinischen Kapelle schweben, aber in der Gestalt, die Er hier annahm, war Er lebendig, verkrümmt, in sengendem Schmerz nach vorne gebeugt, wie eine verzerrte Skulptur von Rodins «Denker».

Eine Gestalt in den Dimensionen Seiner Geschöpfe, als Ebenbild eines menschlichen Wesens kam Er und war dort – auch als eines Seiner Geschöpfe im Reich der Sklavenarmeen ringsherum. Hier kam Er und war in dem Traum, in dieser fürchterlichen Inkarnation, die erschaffen wurde (oder als deus ex machina, obscura, tremens erschien), als eine Antwort auf die «Frage, die sie dort nicht stellen durften», aber sie wurde gefragt und schwebte durch die düstere Luft.

Und woher kam in jenem Traum die Frage, die Sein Ebenbild hervorbrachte und es sparsam erleuchtete, dort in jenen düsteren Hallen?

Vermutlich von hier.

Es ist genau so geschehen; es war kein Traum.

Mein Vater erforschte und interviewte – überwiegend hier in Israel, im gleissenden sengenden Licht dieses Landes – die Schatten gestalten, die vor den Verbrennungsöfen vorbeigezogen waren. Eine der Fragen, oder Äusserungen, die in seinen Gesprächen mit ihnen stets wiederkehrten, war eine Variation der zahllosen Vorwürfe derer, die, schon dort, ihrem früheren Glauben abgeschworen hatten: «Es gibt also keinen Gott?» und: «Wenn doch, wo war Er damals und wie konnte Er zulassen, dass das, was über diese Generation hereinbrach, geschehen ist?» Und ähnliche Variationen der stechenden Wahrheit und ihrer Verwendung, wissentlich oder unwissentlich, im Rückblick auf jene Zeit und in der Zeit der «grossen Lüge», die dann folgte und bis auf den heutigen Tag Bestand hat.

Diese Frage wurde dort von jenen gestellt, die zum «Sonderkommando» gehörten, denjenigen, die zu jener Zeit fragten, sprachen und schrieben, und einige ihrer Worte, die in der toddurchdrungenen Erde zu ihren Füßen begraben wurden, wurden uns überliefert.

Mein Vater stellte diese Frage wiederholt und hartnäckig – fragte sie und andere seiner Zeitgenossen hier in den Interviews, die er aufzeichnete. So war es auch bei einem seiner letzten Aufenthalte im Bikur-Cholim-Krankenhaus, an der Kreuzung der Strassen Strauss und Nevi'im, als ich dabei war, ihn dort hingebacht hatte.

Mit ihm im Krankenhauszimmer lag ein Mann von mächtiger Gestalt, und mächtig war auch die Ehrerbietung, die ihm seine Anhänger und Schüler erwiesen, die an seinen Lippen hingen und die ihren Rabbiner an seinem Krankenbett besuchten. Mein Vater begann, seinem Bettnachbarn, dem «grossen Rabbiner», der etwa in seinem Alter oder vielleicht etwas jünger war, mit seinen Fragen zuzusetzen – ohne jede Ehrfurcht, wie es seine Art war. Das war die Szene, die ich vor Augen hatte, als er ihn sinngemäss Folgendes fragte: «Wo wart ihr zu jener Zeit, was habt ihr getan [hier im Land Israel, da der Mann und seine Anhänger aussahen, als kämen sie aus dem nahe gelegenen, ultraorthodoxen Viertel Me'a Sche'arim], was habt ihr gefragt, falls ihr euch gefragt habt, und was habt ihr auf die Frage geantwortet: ‚Wo war Gott?‘»

Der schmerzgeplagte Rabbiner, der noch immer Macht und Autorität ausstrahlte, den Menschen verehrten (nicht so mein Vater), antwortete mit unverhohlenem Widerwillen. (Mein Vater sprach mit ihm Deutsch und glaubte mit gewisser Berechtigung, dass die Jiddisch sprechenden Ultraorthodoxen ihn verstehen; er fand immer einen Weg, ein Gespräch zu führen, in jeder Sprache und in jeder Situation.) «Ja, wir waren hier. Ja, auch zu jener Zeit. Aber diese Frage», und das liess er auch seine dort versammelten Anhänger wissen, «ist eine Frage, die man nicht stellen darf.» (Es ist verboten, sie über die Lippen kommen zu lassen, deutete ich für mich. Es war verboten, sie damals zu stellen oder heute und – hier füge ich meine Interpretation hinzu – «bis in alle Ewigkeit».) So war es dort im Krankenhaus, und ich war dabei.

Aber so war es schliesslich auch dort, in der Düsternis, die im Licht des Feuers aufzog, da waren die Schattengestalten, die vorbeizogen und Schriften hinterlassen hatten, die ich las, und auch mein Vater befragte sie und nahm sie auf, die von dort entronnen waren in das gleissende, sengende Licht dieses Landes.

So hat er es mir erzählt, hier in seiner Wohnung im Jerusalemer Stadtviertel Kiryat Hayovel, in seinem mit Büchern vollgestopften Arbeitszimmer, das die Ordner mit den Transkriptionen der Tonbandaufnahmen sowie unzählige Tonbänder enthielt, die er aufgenommen hatte. All dies befindet sich nun in den Kellern des Archivs von Yad Vashem, unterhalb des Har HaZikaron, des Berges der Erinnerung:

Die Sonderkommandos hatten einen jüdischen Kapo, oder vielleicht war er kein Kapo, aber ein stattlicher Mann mit der Autorität eines Thoragelehrten, den jeder als Lehrer, als Führer und als Fels in der Brandung ansah. [Ich stellte ihn mir als dunkle, massige Gestalt vor, einen «Fels in der Brandung», meist wortkarg und schweigsam, der aber die Fragen seiner Verehrer und Kameraden in der Dunkelheit und im Licht der Verbrennungsöfen beantwortete.]

Sie stellten ihm dieselben Fragen und auch diese Frage. Damals, zur Zeit der Metropole des Todes in ihrer «Glorie» – «Wo ist Gott?» – und weitere Variationen dieser Frage, die dort gestellt wurden, an diesem Ort der Wahrheit.

Und der Rabbiner – der Kapo – der Lehrer – die Autorität, der Fels ihrer Brandung inmitten der Dunkelheit des Feuers, antwortete ihnen – und so antworteten sie meinem Vater: «Es ist verboten, diese Frage zu stellen, diese Fragen, dort und bis in alle Ewigkeit.»

Hier kehre ich zurück zu meinem letzten Traum, den ich flüchtig auf Notizzetteln notiert hatte: In der Tat, es war verboten zu fragen, dort (und bis in alle Ewigkeit). Denn Er existierte, war gegenwärtig, auch dort.

Ich beschwor noch mehr aus diesem Traum bei Tagesanbruch herauf, oder antwortete auf Fragen und Überlegungen, denen ich bereits im wachen Zustand nachgegangen war, rief Bilder auf, vertiefte sie und prägte diese Traumbilder schliesslich meiner lebendigen Erinnerung ein:

War es nicht im Grunde so mit Hiobs furchtbarem Leid, als Er (gesegnet sei Sein Name) ihn in die Hände Seines dunklen getreuen Dieners gab? Denn er war derjenige, der sprach und tat und das Reich des Bösen entstand, so mächtig wie «das unabänderliche Gesetz des Grossen Todes» (in meinen Worten); «Markgraf von Gomorra», schrieb Gerschon,²¹ und Dan Pagis schrieb über diese Worte Gerschons, als ich ihm die Nachricht von dessen Tod mitteilte, hilflos angesichts seiner vergeblichen Versuche, Gerschons Gedichte in die Sprache der Heiligen Schrift zu «übersetzen».²²

Beide, Gerschon und Dan, schrieben über Kain und Abel,²³ während ich auf meine Weise Wege, Taten und «Selbstverständnis» des «grossen Kain» erforsche.

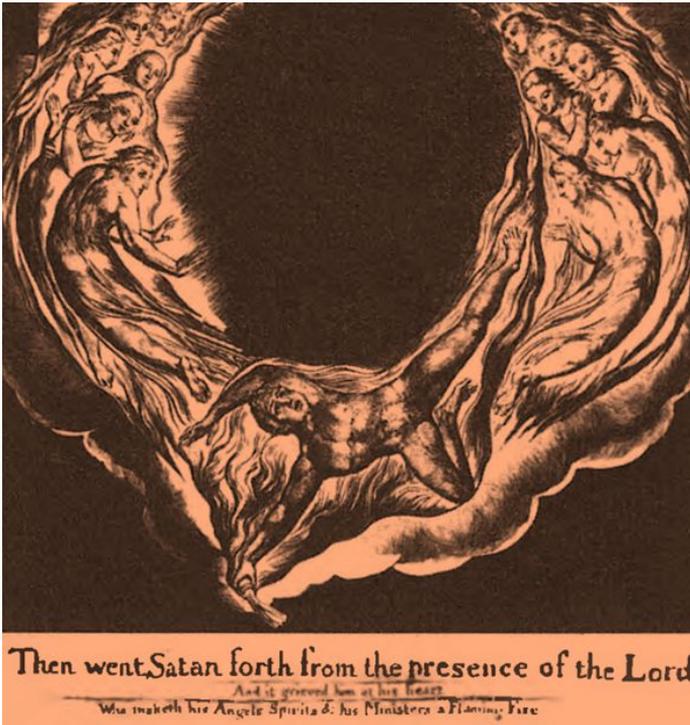
So verfuhr der Abgesandte von «Dem, der sprach und die Welt ward», so handelte und regierte er, und Er sprach und liess all dies zu – auch das – in der Welt derer, die nach Seinem Ebenbild geschaffen wurden, und Er trauerte und fühlte mit ihnen und fühlte Hiobs Schmerz, als er sich «in der Hand» Seines grossen dunklen Getreuen befand. Denn was Er gesprochen hatte und geschehen liess – das «unabänderliche Gesetz des Grossen Todes» und seine Herrschaft, die damals war und in deren Angesicht wir in der Metropole des Todes gesungen hatten, zu der ich zurückgekehrt bin, im Traum und im Wachen, in unzähligen Variationen –, dieses «unabänderliche Gesetz des Grossen Todes» hat es gegeben und war nicht nur ein Gleichnis.²⁴

In dem ewigen unabänderlichen Gesetz, das Er als «unbewegter Beweger» in Gang gesetzt hatte, das wie alle Dinge, die Er sprach, geschah, waren Seine Hände gebunden, nachdem Er zu Seinem dunklen «getreuen Diener» sprach, in all seinen Inkarnationen, in allen Generationen, denn es steht geschrieben: «,Sieh, er ist in deiner Hand, nur seines Lebens wahre!’ Und er ging weg vom Angesichte des Ewigen.»²⁵

Und ich, gehöre ich zu den übrig gebliebenen Atomen des ewigen Hiob, einer, dem er das Leben gewährt hat (so die Version, die ich in meiner Erinnerung erschaffen habe – aber es ist unleugbar wahr); so wie jener grosse, finster dreinschauende Rabbiner, der meinem Vater im Krankenhaus so widerstrebend antwortete, denn auch er war einer der Übriggebliebenen, einer von denen, deren Leben verschont wurde vom Urteilsspruch des Grossen Richters, der sprach und es geschah. Die Welt wurde verschont. Und Seine Geschöpfe.

Auch der grosse Kain, den Er erschaffen hatte und in dessen Hand Er Abel für alle Generationen gab. Mein geliebter Dan Pagis: Kannst du das hören, dort, im Hades der Höhe?

Was von all dem war Traum, was meine düsteren Gedanken? Aber ich kann nicht anders, als das, was ich geträumt habe, in meiner Erinnerung erneut zu leben: als die Erinnerung der Verwandlungen des unabänderlichen Gesetzes des Grossen Todes – des Markgrafen der Metropole des Todes.



Dort sah ich mit eigenen Sinnen Den, der sprach und die Welt ward, und da war auch er und sein Reich, und da war Kain, und der unerträgliche Schmerz, den Er in Seiner Erscheinung litt, und Er krümmte

sich im Schmerz und Sein Schmerz strahlte in jener Düsternis auch auf mich, in jenem Traum, in der damaligen Zeit und in meiner und Seiner gegenwärtigen Zeit in den Gefilden der Metropole des Todes.

Es ist fast sieben, Schabbat bricht gleich an, und ich muss mich auf den Weg machen, den Schabbat mit den Kindern der Söhne und Töchter von Hiob dem Gerechten zu begrüßen.

Und Kain schwebt umher. Der Grosse Tod? Hier, bald, wird die Zeit abermals kommen – seines Reiches, in seiner heutigen Inkarnation ... «Ich versprach nicht, [dass die Welt nie] durch Feuer und AB-ACH (der atomaren, biologischen und chemischen Kriegsführung) [untergehen wird]». Und der Bogen in der Wolke – selbst der ist in der hereinbrechenden Dunkelheit des Schabbatabends an einem sommerlichen Tag im Herbst nicht zu sehen.

ANHANG

Ghetto im Vernichtungslager:
**Jüdische Sozialgeschichte zur Zeit
des Holocaust und ihre Grenzen**²⁶

I

Der vorliegende Aufsatz versucht ein einzigartiges Kapitel der Geschichte darzustellen, vor dessen Hintergrund es uns möglich ist, eine Reihe bedeutender Fragen der jüdischen Geschichte zur Zeit des Holocaust zu untersuchen, die sich auf eine unvergleichliche Situation menschlicher und sozialer Existenz in extremis beziehen und über die Darstellung der Geschichte des «Familienlagers» hinausgehen. Bei der folgenden Einleitung handelt es sich zunächst um eine Zusammenfassung der wesentlichen Fakten zur Geschichte des Familienlagers in Auschwitz.

Das Lager wurde im September 1943 mit der Ankunft von 5'000 aus Theresienstadt deportierten Juden errichtet. Anders als bei der Standardprozedur in Auschwitz durchliefen sie keinen Selektionsprozess, dem die Liquidierung der «Arbeitsuntauglichen» gefolgt wäre, sondern wurden in einem separaten Lager in Auschwitz-Birkenau un-

tergebracht, in dem es – abermals im Unterschied zum üblichen Ablauf in anderen Auschwitz-Lagern – Männern, Frauen und Kindern erlaubt war, in einem einzigen Lager zusammenzubleiben. Sie unterschieden sich vom Rest der Häftlinge durch ihre Kleidung und den Umstand, dass man ihnen nicht die Köpfe schor. Abgesehen von der Funktion des «Lagerältesten», die mit einem deutschen kriminellen Auschwitzhäftling («Berufsverbrecher») besetzt wurde, blieb die interne Verwaltung des Lagers den Juden überlassen. Dennoch führten die harten Lebensbedingungen im Lager zu einer extrem hohen Rate «natürlicher Tode» (mehr als 1'000 der 5'000 Menschen, die mit dem ersten Transport ankamen, erlagen den Strapazen innerhalb der ersten sechs Monate). Drei Monate später, im Dezember 1943, traf der zweite Transport aus Theresienstadt mit weiteren 5'000 Juden ein, die unter denselben Bedingungen im selben Lager untergebracht wurden.

Der Grund für den Sonderstatus dieser Deportierten war weder den Juden im Familienlager noch den Häftlingen der anderen Auschwitzlager verständlich, aber jeder nahm an, dass sie, aus welchem Grund auch immer, von dem Schicksal, das alle anderen nach Auschwitz deportierten Juden erwartete, ausgenommen waren. Am 7. März jedoch, sechs Monate nach Ankunft des ersten Transports, wurden alle, die im September 1943 ins Lager gekommen waren, in einer einzigen Nacht in den Gaskammern vernichtet, ohne zuvor die Selektion durchlaufen zu haben, wie sie für die Häftlinge der anderen Auschwitzlager üblich war. Einige Tage vor ihrer Hinrichtung wurde ihnen befohlen, Postkarten ins Ghetto Theresienstadt und an Bekannte in

Deutschland, in den besetzten Gebieten und in neutralen Ländern zu schreiben. Diese Postkarten mussten auf den 25. März vordatiert werden, also auf ein Datum, das mehr als zwei Wochen nach ihrer Ermordung lag. Die Deportierten des zweiten Transports behielten unterdessen weiterhin ihren Sonderstatus, und im Mai trafen zwei weitere Transporte mit je 5'000 Juden aus Theresienstadt ein. Seit März war jedoch allen Beteiligten klar, dass die Überlebensdauer der in das Familienlager Deportierten genau sechs Monate betrug. Tatsächlich wurde Anfang Juli 1944, sechs Monate nach Ankunft des zweiten Transports, eine weitere Tötungsaktion durchgeführt. Sie verlief jedoch auf andere Weise als die vorangegangene: Es fand eine Selektion statt, und diejenigen, die als «arbeitsfähig» eingestuft wurden, schickte man in Arbeitslager nach Deutschland; der gesamte Rest des Lagers wurde innerhalb einer Nacht in den Gaskammern vernichtet.

Es wurden verschiedene Theorien aufgestellt, um das Phänomen dieses Sonderlagers zu erklären, aber bis vor Kurzem war es nicht möglich, sie auf der Grundlage offizieller Dokumente zu erhärten. Nach der Entdeckung einer Reihe von Dokumenten des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), die sich mit diesem Thema befassen, können wir heute jedoch die Gründe für die Errichtung des Lagers und die Umstände, die zu seiner Liquidierung führten, bestimmen.

Unter den relevanten Dokumenten befinden sich der Briefwechsel zwischen dem Berliner Büro des Deutschen Roten Kreuzes und Adolf Eichmanns Büro im RSHA sowie die Korrespondenz zwischen dem Deutschen Roten Kreuz und dem Hauptquartier des Internationalen

Roten Kreuzes in Genf. Eine Durchsicht dieser Korrespondenz führt zu der nahezu sicheren Erkenntnis, dass das Familienlager in Auschwitz ähnlich wie das Ghetto Theresienstadt und zusätzlich zu diesem als vorgeblich lebender Beweis dafür dienen sollte, dass die Berichte über die Vernichtung der nach Osten deportierten Juden falsch waren. Um die Berichte zu widerlegen, wurden als Beweismittel Postkarten aus Auschwitz angeführt, die bestätigen sollten, dass die Deportierten und ihre Familien am Leben waren; weitere Beweise waren die Empfangsbelege für Pakete, die unter der Aufsicht des Internationalen Roten Kreuzes verschickt worden waren, sowie der in Aussicht gestellte Besuch einer Delegation des Roten Kreuzes im Lager, der dem Besuch im Ghetto Theresienstadt folgen sollte. Es scheint, dass der höchst positive Bericht über den Besuch der Kommission des Internationalen Roten Kreuzes im Ghetto Theresienstadt (der den Worten eines Berichterstatters in den RSHA-Briefen zufolge «alle ihre Erwartungen zufriedenstellte») den zweiten Teil des anvisierten Besuchs, die Besichtigung eines «jüdischen Arbeitslagers in Birkenau», überflüssig machte. Daher wurde die endgültige Liquidierung des Sonderlagers, das damit ebenfalls überflüssig geworden war, kurz nach dem Besuch der Delegation des Roten Kreuzes in Theresienstadt durchgeführt.

II

Wie bereits eingangs erwähnt, gibt uns der Fall des Familienlagers von Auschwitz-Birkenau die Möglichkeit, eine Reihe von grundsätzlichen Fragen der jüdischen Geschichte zur Zeit des Holocaust genauer in Augenschein zu nehmen. Ich meine damit in erster Linie die Aufrechterhaltung der jüdischen Gemeinschaft als sozialer Organismus unter den vom totalitären Regime des «Dritten Reiches» auferlegten Bedingungen. Oder präziser gesagt, die Frage nach der Kontinuität und den Grenzen jüdischen Gemeinschaftslebens von 1933 bis in die Phase der Massendeportationen und der Massenmorde.

Die Ergebnisse der jüngsten Forschung zur jüdischen Geschichte während des «Dritten Reiches» zeigen, dass es neben partiellen internen Zerfallserscheinungen und einer partiellen Erstarrung des jüdischen Gemeinschaftslebens seit 1933 als dominierende Entwicklung eine erstaunliche Intensivierung unterschiedlicher interner Aktivitäten gab und dass unterschiedliche soziale Gruppierungen und religiöse Strömungen weiterexistierten. Besonders auffällig sind die wachsende Bedeutung der innerhalb der Gemeinschaft bereits bestehenden Organisationen sowie die Schaffung neuer Strukturen, die der Erziehung, Kultur, Arbeitsvermittlung, Wohlfahrt und dergleichen dienten. Diese Entwicklung lässt sich in Deutschland bis zum Zeitpunkt der Massendeportationen in den Jahren 1941 bis 1943 beobachten und hielt zum Teil noch während der Deportationen an.

Dasselbe Phänomen lässt sich bei den in das Ghetto Theresienstadt Deportierten beobachten, das eine erhebliche Zahl der bis dahin

noch in Deutschland verbliebenen Juden aufnahm. Zeitgleich mit der Expansion des «Dritten Reichs» und der historischen Phase, in der die Juden in Ghettos zusammengefasst wurden, finden sich auch in anderen Ländern ähnliche Entwicklungen, und es scheint, dass sich trotz der Anzeichen von sozialem Zerfall und Korruption in den Ghettos das jüdische Gemeinschaftsleben unter diesen schwersten Bedingungen auf eine besondere Art weiter gefestigt hat.

Andererseits müssen wir, wenn wir von dem Dasein der Juden in den Konzentrationslagern sprechen, Kontinuität anders begreifen, denn hier war der Auflösungsprozess der früheren gesellschaftlichen Strukturen vollkommen. Ich beziehe mich hier insbesondere auf diejenigen Juden, die nach den Deportationen aus den Ghettos und nach der Ermordung all jener, die als «arbeitsuntauglich» eingestuft wurden, worunter sich meist auch die Familienmitglieder dieser letzten Überlebenden befanden, in den Lagern zurückblieben. Dies erlaubt es vielleicht, von einer Kontinuität der Geschichte der Juden als Individuen zu sprechen, aber nicht länger von einer Kontinuität jüdischer Geschichte im eigentlichen Sinne, wie ich es bereits oben beschrieben habe.

Das «Familienlager» der Juden aus Theresienstadt im Herzen des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau samt eigener Führung und intensiven Gemeinschaftsaktivitäten ermöglicht es uns, zwei parallel verlaufende Dimensionen jüdischer Existenz während des Holocaust zu verfolgen: die Fortexistenz der *Juden als Gesellschaft* sogar angesichts der Massenvernichtung und zugleich der überlebenden *Juden*

als Individuen innerhalb der nationenübergreifenden Häftlingspopulation im grössten nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager.

Neben zahlreichen anderen Themen, die sich bei der Untersuchung dieses Sachverhalts erhellen lassen – auf die aber nicht unbedingt in der hier folgenden Diskussion eingegangen wird –, sollten wir Folgendes festhalten:

1) Die Bemühungen der SS, die Vernichtung der nach Osten deportierten Juden geheim zu halten – die man vor dem Hintergrund wachsender Aufmerksamkeit seitens der freien Welt in Bezug auf das Schicksal der Deportierten sehen muss –, und die zweifelhafte Haltung des Internationalen Roten Kreuzes gegenüber diesen Verschleierungsversuchen.

2) Die Bemühungen der Juden in den Vernichtungslagern, die Bewohner der Ghettos zu warnen und die Weltöffentlichkeit wachzurütteln, unter anderem durch Flucht aus dem Familienlager und heimliche Rückkehr ins Ghetto Theresienstadt sowie die Übermittlung von Informationen über die Vorgänge in Auschwitz an neutrale Länder.

3) Die Art und Weise, in der die jüdische Führung und die Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft im Familienlager mit der Aussicht ihrer unausweichlichen Liquidierung umgingen. Dies schliesst die Option des Widerstands ein, die Aufnahme von Kontakten mit Angehörigen des Lageruntergrunds und des Sonderkommandos, das in den Krematorien eingesetzt wurde, sowie den kollektiven und individuellen Ungehorsam von Häftlingen, die wussten, dass sie in den Tod gingen.

4) Der in den Quellen sichtbare Einfluss, den die Lebensweise und die Liquidation der Häftlinge des Familienlagers auf ihre Umge-

bung in Auschwitz hatten – sowohl auf jüdische wie auch auf nicht-jüdische Häftlinge und sogar auf die SS.

Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es selbstverständlich nicht möglich, alle Aspekte dieser Themen ausführlich zu beleuchten, daher müssen wir uns vorerst mit der hier ausgeführten Untersuchung begnügen, die auf der Grundlage der mir zur Verfügung stehenden Quellen verfasst wurde.

III

Kehren wir zum zentralen Punkt unserer Diskussion zurück. Während der gesamten Zeit, in der das «Familienlager» bestand, entfaltete sich das Leben der Häftlinge in mehreren Bereichen als Fortsetzung des Gemeinschaftslebens und der Aktivitäten in Theresienstadt. Im Zentrum des Lagerlebens stand die Erziehung, die ihrerseits zu einem reichen kulturellen Leben führte. Im Gegensatz zu den Regeln, die für die restlichen Lager in Auschwitz galten, lag die interne Verwaltung des «Familienlagers» wie gesagt in den Händen der Juden selbst. Dazu gehörten die Positionen der Blockältesten, der Kapos und der Vorarbeiter in den Arbeitseinheiten. Die meisten dieser Funktionsträger stammten aus der Gruppe der ersten Häftlinge des Ghettos Theresienstadt und einige von ihnen aus den Rängen der Ghettoleitung. Die höchste Autorität jedoch besass nach Einschätzung der Häftlinge wie auch der SS, wenngleich sie nicht formal begründet war, der Leiter des Erziehungs- und Jugendzentrums Fredy Hirsch.

Bis zur Liquidierung der Deportierten des ersten Transports aus Theresienstadt glaubten alle, dass der besondere Status des «Familienlagers» sie davor bewahren würde, in den Gaskammern vernichtet zu werden, die nur einige Hundert Meter von ihrem Lager entfernt betrieben wurden. Hunderttausende von Juden, die aus ganz Europa hergebracht worden waren, sowie Tausende von Häftlingen, die man als «arbeitsuntauglich» selektiert hatte, wurden in dieser Zeit in jenen Anlagen unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet. Nach der völligen Vernichtung des ersten Transports am Ende der anberaumten sechs Monate führten die in diesem Sonderlager verbliebenen Häftlinge ihr Leben offenbar nach der bestehenden Routine weiter: Im Krankenbau unternahm das medizinische Personal auch weiterhin den verzweifelten Versuch, das Leben der Kranken und Alten zu retten; Erziehungsarbeit und Jugendaktivitäten erreichten neue Höhepunkte, darunter Konzerte und Theateraufführungen. Sogar die ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen sozialen und religiösen Strömungen wurden weitergeführt: Die Diskussionen befassten sich mit unterschiedlichen Visionen der künftigen idealen gesellschaftlichen Ordnung der Menschheit ebenso wie mit der sinnvollsten Form jüdischer Ansiedlung in Palästina. Im Unterschied zu der vorangegangenen Zeit fanden alle Aktivitäten nun jedoch in dem klaren Bewusstsein statt, dass alle Häftlinge des Lagers an einem bereits vorbestimmten Datum zur Vernichtung verurteilt waren. Nicht einmal jene, die sonst als «arbeitstauglich» eingestuft worden wären, hatten

die geringste Chance, diesem Schicksal zu entgehen – eine Hoffnung, die die anderen Auschwitzhäftlinge sehr wohl hegten.

Ein Thema, das offensichtlich alle beschäftigte, war die Frage, wie sie dem Tod entgegentreten würden, vor allem aufgrund der Berichte darüber, wie sich die Gruppe der Häftlinge des ersten Transports im Angesicht des Todes in den Gaskammern verhalten hatte. Fredy Hirsch nahm sich im letzten Moment selbst das Leben, andere Führungspersönlichkeiten versuchten, Widerstand zu leisten; einige sangen aus den Tiefen der unterirdischen Gaskammern die «Hatikwa» (die Nationalhymne des im Werden begriffenen jüdischen Staates), die tschechische Nationalhymne oder die Internationale («Gesänge aus dem Grab», wie Zalman Gradowski sie in seinem in Auschwitz vergrabenen Tagebuch nannte). Diese Handlungen waren, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, eine Art «Glaubensbekenntnis» der drei säkularen Bewegungen des politischen Messianismus, zu denen sich der Grossteil der europäischen Judenheit jener Zeit bekannte: die zionistische Bewegung; die Bewegung, die glaubte, dass die Erlösung der Juden in ihrer Integration in die Nationalbewegungen der jeweiligen Völker liege, unter denen sie lebten; und schliesslich die sozialistische Bewegung und ihr Versprechen einer universalen Erlösung. Das traditionelle jüdische Glaubensbekenntnis beruhte natürlich auf der Beziehung zwischen Mensch und Gott. Aus einer Sekundärquelle, den Erinnerungen des Rabbiners Sinai Adler, eines Überlebenden des «Familienlagers», erfahren wir mehr über die religiöse Auseinandersetzung mit dem wohl unausweichlichen Schicksal des Todes.

Eine weitere einzigartige Botschaft blieb uns von der Schwelle der Gaskammer erhalten: drei Gedichte. Sie sind das gewaltige poetische Testament einer anonymen zwanzigjährigen Dichterin, die eine Anklage im Namen jener Millionen hinterliess, die von den Flammen verzehrt wurden und deren Asche in alle Winde verwehte. Ihre zunächst persönliche Botschaft richtet sich zugleich an eine ganze Generation, oder spricht in ihrem Namen, Europas Jugend, die auf dem Altar des Krieges geopfert wurde, als sie blindlings den verheissungsvollen, aber betrügerischen Losungen ihrer Führer folgte. Die Botschaft der Autorin zeugt von ihrem unerschütterlichen Bekenntnis zum Humanismus und von einer radikal-moralischen Überzeugung, jegliche Gewalt und jegliches Blutvergiessen um jeden Preis und unter Einsatz des eigenen Lebens abzulehnen.

Es scheint, dass dieses Sonderlager in Auschwitz-Birkenau im Verlauf seiner gesamten Geschichte durch die Kontinuität gemeinschaftlicher Werte gekennzeichnet ist, die uns aus früheren Stadien der jüdischen Erfahrung unter dem NS-Regime durchaus bekannt ist. Gemeint ist die Tendenz, den Zerfall der jüdischen Gesellschaft zu verhindern, sich aber gleichzeitig den neuen Lebensbedingungen anzupassen und einen Umgang mit ihnen zu finden, so schwer sie auch gewesen sein mögen. Der radikale Unterschied liegt darin, dass in jeder anderen Lage – und das schliesst die Ghettos während der Zeit der Massendeportationen ein – die Aussicht auf ein zukünftiges Leben bestehen blieb, während im Falle des «Familienlagers» die Gemeinschaft und ihre Strukturen wie auch das Erziehungsprogramm – das per definitionem als Wertevermittlung und als Vorbereitung auf die

Zukunft entworfen war – weiterfunktionierten in einer Situation, in der es nur eine unausweichliche Gewissheit gab: die des sicheren Todes. Diese Gewissheit galt nicht nur im individuellen Sinn, in weit grösserem Mass galt sie im Sinn eines Todesurteils, das über die gesamte Gemeinschaft des Familienlagers verhängt worden war, damit Teil war des allen gemeinsamen Schicksals des Völkermords an den Juden, dessen Zeugen sie selbst waren.

Die aussergewöhnliche Tatsache, dass die Strukturen, Aktivitäten und Werte des jüdischen Gemeinschaftslebens in einer Lage aufrechterhalten wurden, die jegliche Aussicht auf eine mögliche Weiterexistenz kategorisch verneinte, lässt sich unterschiedlich verstehen. Eine Interpretation, die besondere Aufmerksamkeit verdient, ist, dass hier historisch bedingte, funktionale und normative Werte und Verhaltensmuster in so etwas wie absolute Werte verwandelt wurden.

IV

Ich möchte mich nun kurz der, wie man es nennen könnte, «politischen Geschichte» des Lagers und den offiziellen Dokumenten zuwenden, die über den grausamen, kaltblütigen und zynischen Versuch der Nazis Aufschluss geben, die Weltöffentlichkeit hinsichtlich der Massenvernichtung der Juden in die Irre zu führen, indem sie sich einer internationalen Hilfsorganisationen als Alibi bedienten. Der Architekt und Chefkoordinator dieses Plans war aller Wahrscheinlichkeit nach Adolf Eichmann. Die von mir gesichteten Dokumente stammen aus Eichmanns Abteilung im RSHA, vom Deutschen Roten

Kreuz und dem Internationalen Roten Kreuz in Genf. Sie wurden in zwei nicht näher bezeichneten Aktenbündeln im amerikanischen «Berlin Document Center» in Westberlin gefunden.

Das erste Beweisstück, datiert am 4. März 1943, etwa ein halbes Jahr vor der Einrichtung des Familienlagers, ist ein Brief des Vertreters des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin an das Internationale Rote Kreuz in Genf und bezieht sich auf den Versand von Lebensmitteln und Medikamenten in das Ghetto Theresienstadt. In dem für unsere Untersuchung relevanten Abschnitt heisst es:

Weiterhin fragten Sie auch nach der Möglichkeit von Sendungen an jüdische Empfänger in Lagern im Osten. Dazu muss ich Ihnen mitteilen, dass solche Sendungen z. Zt. aus praktischen Gründen nicht durchführbar sind. Falls sich später die Möglichkeit ergibt, wird das Deutsche Rote Kreuz darauf zurückkommen.

Das folgende Zitat stammt aus einem Brief, den derselbe Repräsentant des Deutschen Roten Kreuzes ungefähr ein Jahr später, am 14. März 1944, abschickte, etwa ein halbes Jahr nach der Errichtung des «Familienlagers» in Birkenau. Der Brief ist adressiert an das RSHA und bezieht sich auf ein vorangegangenes Gespräch zwischen jenem Repräsentanten und Eichmann. Hier geht es nicht mehr nur um Pakete, die aus der Schweiz nach Theresienstadt und ins jüdische Lager nach Birkenau geschickt werden sollten, sondern auch um die Möglichkeit, beide Orte zu besuchen:

Unter Bezugnahme auf die Besprechung des Unterzeichneten mit Sturmbannführer Günther am 6. d. M. [März 1944] und die früher mit Obersturmbannführer Eichmann besprochene Inaussichtnahme des Besuches eines der in Deutschland zugelassenen Vertreter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (Delegation in Berlin Wannsee) im Altersghetto Theresienstadt, wird nunmehr um die Anberaumung eines Termines für diesen Besuch gebeten. Wie schon erwogen, dürfte ein solcher nach Eintritt der günstigen Jahreszeit etwa in der zweiten Maihälfte angebracht sein.

Gleichzeitig wird erinnert an den besprochenen Besuch in einem der jüdischen Arbeits- oder Straflager durch Begleitung des Unterzeichneten bei einer Dienstreise eines der Mitarbeiter des Sicherheitshauptamtes dorthin.

Zweckmässig wäre bei letzterem Besuche, von der Aushändigung der zugelassenen Sendung (Stärkungsmittel für Kranke) – dortige Zustimmung vom 26.01.44 Nr. IV B 4a 2647/42 – an die Lagerleitung Kenntnis zu nehmen, so dass dem Vereinigten Hilfswerk in Genf der Empfang dieser Sendung durch persönliche Inaugenscheinnahme durch einen Vertreter des Deutschen Roten Kreuzen bestätigt werden könnte.

Angesichts der sich mehrenden ausländischen Anfragen über die verschiedenen jüdischen Lager erscheint die wiederholt erörterte Zweckmässigkeit dieser geplanten Lagerbesuche in erhöhtem Masse gegeben.

Tatsächlich wird der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes in einem weiteren Brief vom 18. Mai 1944 die Erlaubnis erteilt, das Lager zu besuchen. Als bevorzugter Zeitraum wird der frühe Juni genannt. Der Brief kommt aus dem RSHA und ist an den Leiter der Auslandsstelle des Deutschen Roten Kreuzes, Niehaus, adressiert; in dem Schreiben heisst es unter anderem:

Der Reichsführer SS [Himmler] hat der Besichtigung des Ghettos Theresienstadt und eines jüdischen Arbeitslagers durch Sie und einen Vertreter des Internationalen Komités des Roten Kreuzes zugestimmt.

Die Worte «ein jüdisches Arbeitslager» und «einen Vertreter des Internationalen Komités des Roten Kreuzes» sind von Hand unterstrichen, und am linken Rand findet sich die handschriftliche Bemerkung: «Am 19. 5. Nachm. 18h der Schweiz. Deleg. fernmündlich mitgeteilt für Dr. Marti.»

Der Brief, der am nächsten Tag in dieser Angelegenheit nach Genf gesandt wurde, ist ebenfalls erhalten.

Über den ersten Teil des Besuches im Ghetto Theresienstadt am 23. Juni 1944 gibt es zahlreiche Berichte. Als Beispiel führe ich hier einen Abschnitt aus dem Brief von Heydekampfs an, eines der Delegationsmitglieder des Deutschen Roten Kreuzes, den dieser einige Zeit später an seinen Vorgesetzten Niehaus schrieb:

Wie bereits am Fernsprecher mitgeteilt, hat der Unterfertigte am Sonntag, dem 10.9., in den Bericht des Dr. Rossel Einsicht

**Der Chef der Sicherheitspolizei
und des SD**

IV A 4 b - (2537/42-965) 515B/43

Dies ist ein Dokumentations-Schreibstück - keine Urkunde

Berlin SW 11, den
Deutscher Platz 3
Telefon: 17250

Mo

1944

18/5: Ylling

An die

Deutsche Rote Kreuz
- Präsidium / Auslandsdienst
s.Hd. von Herrn DRK.-Oberstführer **V i e h a u s**

Titel / Obj.

Betrifft: Besichtigung des Altersghettos
Theresienstadt.

Sesuk: Schreiben vom 14.3. und 26.4.1944
VII / I - Wb/Te.

*aus A. E. Nachsch. 186
des Archivs. Betrag 1000,-
aufgeführt für Dr. Frank*

Der Reichsführer-] hat der Besichtigung
des Ghettos Theresienstadt und einer jüdischen
Arbeitslager durch Sie und einen Vertreter des
Internationalen Komitee des Roter Kreuzes zugestimmt.

An der Besichtigung des Ghettos Theresienstadt werden gleichzeitig Vertreter Dänemarks und Schwedens teilnehmen. Als Besichtigungstermin ist Anfang Juni 1944 vorgesehen. Der genaue Zeitpunkt geht ich noch bekannt.

In Vertretung:

P. E. Heilmann

genommen. Anliegend ein kurzer Auszug. Hauptsturmführer Möhs ist am 11.9. persönlich von dem Unterzeichneten in Kenntnis gesetzt worden und scheint restlos befriedigt zu sein. Die Angelegenheit dürfte damit erledigt zu sein.

Eine genaue Durchsicht der Anlagen zum Bericht des Internationalen Roten Kreuzes enthüllt den Hauptgrund für die «restlose Zufriedenheit» des Repräsentanten des RSHA. Neben der enthusiastischen Beschreibung der Ghettoeinrichtungen findet sich folgende Äusserung: «Das Lager von Theresienstadt ist ein ‚Endlager‘, normalerweise wird keiner, der einmal hergekommen ist, weiterverschickt.» Den Vertretern des Internationalen Roten Kreuzes wurde also ausdrücklich mitgeteilt, dass es keine weiteren Deportationen von Theresienstadt nach Osten geben würde. Und da, entgegen allen Befürchtungen, die Delegation keine weiteren Fragen stellte, war klar, dass der Besuch in Theresienstadt ihre Erwartungen voll und ganz erfüllt hatte. Somit wurde auch das «Familienlager» in Auschwitz-Birkenau, das als Antwort auf alle möglichen Fragen über das Schicksal der in den Osten deportierten Juden gedacht war, überflüssig. Und so wurde das Lager weniger als drei Wochen nach dem Besuch der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes in Theresienstadt in der ersten Julihälfte endgültig liquidiert.

Dank

Ich möchte all denen danken, deren Initiative, Fähigkeiten und Bereitschaft zu einem anhaltenden Dialog führten und dieses Buch in seiner vorliegenden Form möglich machten. Allen voran danke ich Chaia Bekefi, die mich bewog, meine Betrachtungen auf Tonband aufzuzeichnen. Nicht weniger wichtig waren mir die Kommentare und Reaktionen der Leser der vorab publizierten Auszüge in englischer und deutscher Sprache und derjenigen, die das gesamte Manuskript auf Hebräisch oder in der von Ralph Mandel besorgten englischen Übersetzung lasen. Meine grösste Wertschätzung und mein Dank für die deutsche Übersetzung des Buches gebühren Inka Arroyo Antezana sowie den beiden Übersetzerinnen der bereits auf Deutsch veröffentlichten Auszüge, Anne Birkenhauer (Kapitel 1 und 2) und Noa Mkyaton (Kapitel 9 und 10), ebenso wie meiner Assistentin Esther Rachow.

Besonderer Dank geht an meinen israelisch-amerikanischen Kollegen Saul Friedländer, der als Erster einige der Original-Tonbandaufzeichnungen hörte und mich ermutigte, sie zu veröffentlichen, obgleich ich damals nicht bereit war, meine wissenschaftlichen Publikationen mit dem zu vermischen, was ich mein «Ausserwissenschaftliches» nenne.

Ebenso danke ich dem deutschen Literaturwissenschaftler Heinz Brüggemann, der die Veröffentlichung der deutschen Auszüge in die Wege leitete und ihnen eine ausführliche Einleitung vorstellte, die sich teilweise auf unseren Briefwechsel über Walter Benjamin, Franz Kafka und W.G. Sebald stützte sowie natürlich auf Exzerpte aus dem nun vorliegenden Buch.

Tiefsten Dank schulde ich meinem britischen Kollegen Sir Ian Kershaw für unseren langjährigen Dialog über historische Forschungen, in dessen Verlauf er auch meine «ausserwissenschaftlichen» Texte in den verschiedenen Stadien der englischen Übersetzung las und kommentierte. Desgleichen geht mein Dank an die israelischen, israelisch-amerikanischen sowie deutschen Kollegen und Freunde Katarina Bader, Omer Bartov, Menachem Ben-Sasson, Susanne Heim, Dan Laor, Noa Mkayton, Dimitry Shumsky und Susanne Urban.

Dem Musikwissenschaftler Moshe Shedletzki möchte ich meine Wertschätzung für seine engagierte Arbeit aussprechen, mit der er meine eher amateurhaften Tonbandaufzeichnungen in digitalisierte CDs verwandelte und mir bei der Auswahl der vorliegenden Texte half.

Herzlicher Dank gebührt auch Ada Pagis, die mir die Erlaubnis gab, drei Gedichte ihres verstorbenen Mannes Dan Pagis in mein Buch aufzunehmen.

Darüber hinaus möchte ich mich bei Yad Vashem in Jerusalem für die Erlaubnis zum Abdruck meines Artikels «Ghetto im Vernichtungslager» im Anhang zu diesem Buch bedanken. Ebenso gebührt mein Dank den im Abbildungsverzeichnis erwähnten Archiven, Bi-

Dank

bibliotheken und Verlagen sowie den Besitzern privater Sammlungen für die grosszügige Zustimmung zur Reproduktion der in den Text integrierten Abbildungen und Dokumente.

Schliesslich möchte ich dem angesehenen Penguin-Verlag in London und insbesondere dem Verlagsleiter Simon Winder meine Anerkennung und Dankbarkeit für die hervorragende Zusammenarbeit aussprechen, die ich sehr genossen habe. Simon Winder und seinen ausgezeichneten Redaktionskollegen Richard Duguid und Marina Kemp sowie den Mitarbeiterinnen der Lizenzabteilung Kate Burton, Sarah Hunt Cooke und Catherine Wood gelang es, den Horizont für das fast gleichzeitige Erscheinen des Buches in vielen europäischen und aussereuropäischen Sprachen zu eröffnen.

Nicht weniger hervorragend war die vorzügliche Arbeit mit der Deutschen Verlags-Anstalt. Meinen besonderen Dank und meine Wertschätzung möchte ich der Programmleiterin für das Sachbuchprogramm Julia Hoffmann aussprechen, deren umsichtiges Lektorat und feines Sprachgefühl den authentischen Charakter der deutschen Fassung meiner «Landschaften» bewahrte. Ebenso geht mein Dank an die Herstellerin Brigitte Müller, die die anspruchsvolle Aufgabe, die Illustrationen als untrennbaren Bestandteil der jeweiligen Passagen in den Text einzuarbeiten, sehr gelungen zu lösen wusste. Vor allem aber danke ich dem Verlagsleiter Thomas Rathnow für sein persönliches Engagement und die Einsicht, mit der er mir die Begründung seiner Entscheidung mitteilte, das Buch unbedingt bei DVA verlegen zu wollen und fast gleichzeitig mit der englischen Erstausgabe erscheinen zu lassen.

Abbildungsverzeichnis

- 1 Auschwitz-Birkenau, Januar 1945
(United States Holocaust Memorial Museum, Photo Archives)
- 2 Auschwitz-Birkenau, Sommer 1978: Überreste des elektrischen Zauns zwischen dem Quarantänelager B11a und dem «Familienlager» (Foto: O.D. Kulka)
- 3 Auschwitz-Birkenau, Sommer 1978: Überreste des «Familienlagers» B11b (Foto: O.D. Kulka)
- 4 Auschwitz-Birkenau: Teil eines Ziegelsteines aus den Ruinen des Krematoriums II, 1978 (Foto: O.D. Kulka)
- 5 Auschwitz-Birkenau: Ruinen des Krematoriums I
(Foto: Nachlass Erich Kulka, Sammlung O.D. Kulka)
- 6 Auschwitz-Birkenau: Ruinen des Krematoriums I, Treppen zur Gaskammer (Panstwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim)
- 7 Auschwitz-Birkenau, Sommer 1978: das Tor und die Schienen zur «Rampe» (Foto: Anonymer Taxifahrer aus Krakau, Sammlung O.D. Kulka)
- 8 Vorderseite einer Postkarte von Anna Schmolková aus dem «Familienlager» an Georgine Baum in Prag, die über die Reichsver-

einigung der Juden in Deutschland in Berlin geschickt wurde, datiert 25. März 1944 (Postkartensammlung Auschwitz-Birkenau, Jüdisches Museum Prag)

- 9 Rückseite der Postkarte (siehe Nr. 8)
- 10 Marianna Langová, geboren am 27.2.1932, gestorben in Auschwitz am 6.10.1944 (Sammlung von Kinderzeichnungen aus Theresienstadt, Jüdisches Museum Prag)
- 11 Anna Klausnerová, geboren am 23.7.1932, gestorben in Auschwitz am 12.10.1944 (Sammlung von Kinderzeichnungen aus Theresienstadt, Jüdisches Museum Prag)
- 12 Josef Novak, geboren am 25.10.1931, deportiert nach Auschwitz am 18.5.1944, kehrte nach dem Krieg nicht zurück (Sammlung von Kinderzeichnungen aus Theresienstadt, Jüdisches Museum Prag)
- 13 Raja Engländerová, geboren am 25.8.1929, überlebte in Theresienstadt (Sammlung von Kinderzeichnungen aus Theresienstadt, Jüdisches Museum Prag und mit freundlicher Genehmigung von Raja Zádniková-Engländerová)
- 14 Beethovens Skizze zur Symphonie Nr. 9. Rechts oben: «Tochter aus Elysium», unten: «Freude schöner Götterfunken!» Zweimal in der Mitte: «Alle Menschen werden Brüder.» (Gesellschaft der Musikfreunde, Wien)
- 15 Foto einer verlassenen nächtlichen Bahnstation
(aus: W.G. Sebald, *Austerlitz*, München 2001, S. 185)

- 16 Auschwitz-Birkenau: die Schornsteine des Krematoriums IV, des sogenannten Waldkrematoriums, 1943 (Paiistwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim)
- 17 Unbekannter Urheber (Sammlung von Kinderzeichnungen aus Theresienstadt, Jüdisches Museum Prag)
- 18 Fritz Buntrock, Rapportführer des «Familienlagers» in Auschwitz-Birkenau, während des Auschwitz-Prozesses 1947 in Krakau (Pahstwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim)
- 19 Zeichnung von Dina Gottlieb: Häftlinge bei Strassenarbeiten im «Familienlager» in Auschwitz, um 1946 (Nachlass Erich Kulka)
- 20 Auschwitz-Birkenau, «Männerlager» Bild, Areal vor der Lagerküche, das auch für öffentliche Hinrichtungen genutzt wurde, um 1944 (Pahstwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim)
- 21 Mündung der Weichsel in die Ostsee, nahe dem Konzentrationslager Stutthof, Oktober 1992 (Foto: O.D. Kulka)
- 22 Haus des deutschen Bauern in Mikoszewo, dem früheren Nickelswalde, Oktober 1992 (Foto: O.D. Kulka)
- 23 Ruinen der Scheune auf dem Hof des deutschen Bauern in Mikoszewo, Oktober 1992 (Foto: O.D. Kulka)
- 24 Teil des ehemaligen Friedhofs in Mikoszewo, Oktober 1992 (Foto: O.D. Kulka)

- 25 Vor dem Lageplan des ehemaligen Konzentrationslagers Stutthof, von rechts nach links: mein Vater Erich Kulka, die Direktorin der Gedenkstätte Stutthof Janina Grabowska und ich, Oktober 1992 (Foto: Sammlung O.D. Kulka)
- 26 Das Gelände der ehemaligen Lagerabteilungen in Stutthof, dahinter der Wald. In dem jetzigen Waldstück befand sich das Lager der jüdischen Frauen aus Auschwitz, Oktober 1992 (Foto: O.D. Kulka)
- 27 Das Moor am Eingang des Waldes, Oktober 1992 (Foto: O.D.Kulka)
- 28 Im Wald, Oktober 1992 (Foto: O.D. Kulka)
- 29 Lederstreifen vom ehemaligen Lagergelände in Stutthof, Oktober 1992 (Foto: Sammlung O.D. Kulka)
- 30 Schuhe ermordeter Juden in Auschwitz (Paristwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oświęcim)
- 31 Aufgerissene Schuhe in Stutthof, die zur «weiteren Behandlung» aus Auschwitz dorthin geschickt worden waren, Oktober 1992 (Muzeum Stutthof w Sztutowie, Fotoarchiv)
- 32 Luftaufnahme der Alliierten von Auschwitz mit dem Fluss Sola, einem Nebenfluss der Weichsel, Juni 1944 (Paristwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oświęcim)
- 33 Schienentrasse, die vom Weichselufer Richtung Stutthof führt, Oktober 1992 (Foto: O.D. Kulka)

- 34 Gedenktafel am Ufer der Weichsel für die letzten Stutthof-Häftlinge, die bei dem Massenmord auf dem sogenannten Todesmarsch im April 1945 ihr Leben liessen, Oktober 1992
(Foto: O.D. Kulka)
- 35 Elly Kulka, 1939 (Sammlung O.D. Kulka)
- 36 Gnadentor, Ansicht vom Tempelberg (1856-1860), (Library of Congress Prints and Photographs Division, Washington, D.C.)
- 37 Ansicht des verlassenen Geländes von Auschwitz-Birkenau, 1946 (Foto: Nachlass Erich Kulka, Sammlung O.D. Kulka)
- 38 Gnadentor, Blick von aussen auf die Jerusalemer Stadtmauer
(Foto: mit freundlicher Genehmigung von Jerry Golden,
<http://www.thegoldenreport.com/photo-gallery/gates-of-jerusalem>)
- 39 Luftaufnahme der Alliierten von Auschwitz-Birkenau, August 1944 (Pahstwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oświęcim)
- 40 Dan Kulka (1938-1979): Büste von Franz Kafka, Guss, 1967 (Foto: Sammlung O.D. Kulka)
- 41 Das jüdische Rathaus in Prag (Foto: Vsetecka, Jin und Jin Kudéla, Osdudy zidovské Prahy / Schicksale des jüdischen Prags, Prag 1993, S. 252)
- 42 Das jüdische Rathaus in Prag (Foto: Vsetecka, Jiri und Jin Kudela, Osdudy zidovské Prahy / Schicksale des jüdischen Prags, Prag 1993, S. 121)

Abbildungsverzeichnis

- 43 Ruinen des Krematoriums II in Auschwitz-Birkenau
(Foto: mit freundlicher Genehmigung von Pawel Sawicki)
- 44 SS-Arzt Doktor Josef Mengele während seines Dienstes in
Auschwitz (Paristwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim)
- 45 Mutmassliches Foto von Mengele nach dem Krieg, als er sich in
Argentinien versteckt hielt (Yad Vashem Photo Archives)
- 46 Ruinen des Krematoriums II in Auschwitz-Birkenau
(Paristwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oswięcim)
- 47 Innenraum des Krematoriums II, 1943 (Aus dem Album der
Bauleitung, Yad Vashem Photo Archives)
- 48 Detailansicht aus William Blakes Illustration des Hiob-Buches:
«Da fuhr der Satan aus vom Angesicht des Herrn», Hiob 2:7

Anmerkungen

Einleitung

- 1 *Deutsches Judentum unter dem Nationalsozialismus, Bd. I, Dokumente zur Geschichte der Reichsvertretung der deutschen Juden 1933-1939*, Tübingen 1997; *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933-1943*, hrsg. zus. mit Eberhard Jäckel, Düsseldorf 2004; *The Jews in the Secret Nazi Reports on Popular Opinion in Germany 1933-1943*, hrsg. zus. mit Eberhard Jäckel, New Haven, Conn., 2010.
- 2 Zur Geschichte des Lagers siehe meinen auf dokumentarischem Material basierenden Aufsatz im Anhang zu diesem Buch.

Kapitel 1:

Prolog – vielleicht auch ein Epilog

- 3 In der Druckfassung des Tagungsbandes: «The Churches in the Third Reich and the Jewish Question' in Light of the Secret Nazi Reports on German 'Public Opinion'», in: *Les Eglises Chréti-*

ennes dans l'Europe dominée par le III^e Reich. Congrès de Varsovie. Section IV 25. Juin – 1. Juillet 1978. Brüssel/Warschau 1984, S. 490-505 (Miscellanea historiae ecclesiasticae. Bd. 9. Bibliothèque de la Revue d'Histoire Ecclésiastique. Bd. 70).

Kapitel 2:

Zwischen Theresienstadt und Auschwitz

- 4 Aus: Dan Pagis, *Az? beiden Ufern der Zeit. Ausgewählte Gedichte und Prosa*. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer, Straelen 2003, S. 39.
- 5 Vgl. den Aufsatz im Anhang.
- 6 *Madrich* (im Plural *madrichim*) ist ein Begriff aus der zionistischen Jugendbewegung, für den es keine genaue Übersetzung gibt. Er leitet sich ab aus dem hebräischen Wort für Weg oder Pfad und bedeutet so viel wie Jugendleiter, Lehrer, Erzieher in einem (Anm. d. Ü.).
- 7 Seine Gedichte wurden in einer zweisprachigen Ausgabe auf Deutsch und Hebräisch postum veröffentlicht: Gerschon Ben-David, *In den Wind werfen. Versuche um Metabarbarisches. Gedichte*. Straelen 1995.
- 8 Imre war sein Spitzname im Kinderblock, sein richtiger Name jedoch *Emmerich Acs*. Er war am 28.9.1912 geboren, am 6.9.1943 von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert worden und starb am 8.3.1944 in der Gaskammer. Siehe Miroslav Kärny et al. (Hrsg.): *Terezinskä pamétni kniha. Zidovské obéti nacistických*

deportaci z Cech a Moravy 1941-1945 (Terezin Memorial Book: Jewish victims of Nazi deportations from Bohemia and Moravia 1941-1945), Prag 1995, Bd. 2, S. 1209.

Kapitel 8:

Landschaften einer privaten Mythologie

- 9 Das Gnadentor, auch bekannt als das Goldene Tor, ist eines der wichtigsten Tore der Jerusalemer Altstadt. Es wurde in der byzantinischen Periode erbaut und während der Errichtung der Stadtmauer durch die Ottomanen im 16. Jahrhundert von innen und aussen versiegelt. Nach jüdischer und christlicher Tradition ist es das Tor, durch das der Messias Jerusalem betreten wird.
- 10 Das bis heute unveränderte riesige Areal des Tempelberges wurde im ersten Jahrhundert vor der Zeitenwende von König Herodes im Rahmen des grossartigen Umbaus des zweiten jüdischen Tempels geschaffen. Im grossen jüdischen Krieg gegen Rom im Jahr 70 wurde der Tempelberg belagert, nach blutigen Kämpfen erobert und der jüdische Tempel zerstört. Zu derselben Zeit wurden Jerusalem und der zweite Tempel der historische Schauplatz der Entstehung des Christentums, und die Tat der Zerstörung des zweiten Tempels und das Exil der Juden bildeten einen Bestandteil der christlichen triumphalen Substitutionstheologie. All dies schwebte mir vor Augen, als ich über den Tempelberg schritt.

11 Islamischen Legenden zufolge wird der jüdische Messias, der der Priesterfamilie, den «Kohanim», entstammt und Jerusalem durch dieses Tor betreten wird, nicht kommen können, solange dort Gräber sind, die er als Kohen aufgrund ihrer rituellen Unreinheit nicht betreten darf. Das ist der Grund, so die Legenden, dass ausserhalb des Tores ein muslimischer Friedhof eingerichtet wurde, der bis heute besteht.

Kapitel 11:

Traum: das jüdische Prag und der Grosse Tod

12 1942 errichtete das Naziregime in Prag das Jüdische Zentralmuseum mit der Absicht, die Erinnerung an eine ausgelöschte Rasse zu bewahren. Zu diesem Zweck wurden die Schätze jüdischer sakraler Gegenstände aus den liquidierten Gemeinden Böhmens und Mährens gesammelt. Mit dieser Arbeit waren die letzten damals in Prag verbliebenen Juden betraut. Vgl. Hana Volavková, *A Story of the Jewish Museum in Prague*, Prag 1968.

Kapitel 13:

Gottes Schmerz

13 «Das ist das Zeichen des Bundes, den ich stifte zwischen mir und euch und den lebendigen Wesen bei euch für alle kommenden Generationen: Meinen Bogen setze ich in die Wolken; er soll das

Bundeszeichen sein zwischen mir und der Erde. Ich habe meinen Bund mit euch geschlossen: Nie wieder sollen alle Wesen aus Fleisch vom Wasser der Flut ausgerottet werden; nie wieder soll eine Flut kommen und die Erde verderben.» (Genesis 9:11-13).

14 «Du hast geschworen, dass Du keine Flut bringen wirst, und nun, wenn Du keine Flut von Wasser über die Welt bringst, sondern eine Flut von Feuer und Schwefel, dann wirst Du Deinen Schwur nicht halten. Und wenn Du Deinen Schwur brichst, der Himmel sei uns gnädig.» Aus dem Midrasch *Sechel Tov* von Menachem Ben Salomo, einem italienischen oder provenzalischen Rabbiner aus dem 12. Jahrhundert, Ausgabe Salomon Buber (Lemberg/Lviv), *Sechel Tov. Commentar zum ersten und zweiten Buch Moses von Rabbi Menachem ben Salomo verfasst...*, Berlin 1900 (zu Genesis 18, der Zerstörung von Sodom und Gomorra).

15 Kohelet 1,9.

16 Der Ausdruck «haba aleinu letova», «dass es zu unserem Guten sei», stammt aus dem liturgischen Bereich. Im heutigen Sprachgebrauch hat er eine bisweilen folkloristische Bedeutung, oder er wird, wie im Kontext dieses Textes, ins Sarkastisch-Resignative gewendet (Anm. d. Ü.).

17 Hiob 2,10.

18 Rekonstruktion des Traumbildes, das ich in mein Tagebuch schrieb, das später in London verloren ging. Der Eintrag erfolgte

kurz nach den angstvollen Tagen und Wochen im Mai 1967, in der Erwartung eines Krieges, der von allen Seiten ausbrechen würde. Ich hatte das Traumbild damals auch in einem Brief an meinen Vater in Prag niedergeschrieben: kryptisch, andeutungsweise und greifbar im Zeichnen derselben «Landkarte der Fussstapfen des Grossen Todes» als einer glänzenden schwarzen Luftaufnahme, in der nur die tödliche Strahlung verblieben war, als «Lebenszeichen». Vielleicht nahm mein Vater gerade diesen Brief mit sich, bevor er in jenem Sturm entfloh, als die Panzer durch die Strassen Prags donnerten. Befindet er sich vielleicht heute in seinem Nachlass im Archiv von Yad Vashem?

- 19 Tagebucheintrag vom 22. Januar 2001, siehe oben Kapitel 12.
- 20 Nach Aufzeichnungen, die ich am Tag nach dem Traum niedergeschrieben habe, siehe oben Kapitelanfang, Eintrag vom 17. August 2002.
- 21 Gerschon Ben-David, Dichter und enger Freund, schrieb seine Gedichte in Israel auf Deutsch, und erst nach seinem Tod gelang es mir, eine Sammlung seiner Gedichte zu veröffentlichen, das hebräische Original neben der Übersetzung, bei deren Auswahl und Herausgabe mir Dan Pagis half: Gerschon Ben-David, *In den Wind werfen. Versuche um Metabarbarisches*. Gedichte, Straelen 1995.

- 22 Dan Pagis schrieb mir in einem Brief während seines Forschungsjahres in San Diego am 28. Januar 1976: «Der Gegenstand von Gerschons Gedichten ist mir schmerzhaft schwer: Es ist ein Thema, vor dem ich 25 Jahre und länger geflohen bin. Erst vor wenigen Jahren holte es mich (bezwang mich, wenn du so willst) in meinem Schreiben ein. Dennoch, Gerschons Gedichte nahmen mich gefangen, und einmal versuchte ich, zwei oder drei zu übersetzen – alle, die du mir geschickt hast, kannte ich bereits seit Langem. Ich versuchte es und verzweifelte daran. Es gelingt mir nicht, die Anspielung auf Knochenmark im ‚Markgraf von Gomorra‘ zu vermitteln. Weder Herzog, Graf noch Markgraf und dergleichen wird von einem hebräischen Leser *auf Anhieb* so verstanden, dass er die *Metamorphose* im Gedicht nachvollziehen kann.» In der Tat wurde dieses Gedicht nicht in die zweisprachige Auswahlgabe von Gerschons Gedichten aufgenommen (siehe Anmerkung 21) und verbleibt in seinem von mir verwalteten literarischen Nachlass.
- 23 Gerschon: «[...] und ich fragte / bin ich der Hüter meines Bruders / KAIN [...]» Gerschon Ben-David: *In den Wind werfen. Versuche um Metabarbarisches*, wie Anmerkung 21, S. 12f.
Vgl. Genesis 4,9.

Dan:

Ich starb am ersten Schlag und wurde begraben
auf dem felsigen Feld.

Der Rabe wies meine Eltern an,
was mit mir zu tun sei.

Meine Familie ist angesehen, nicht zuletzt um meinetwillen.
Mein Bruder erfand das Töten,
meine Eltern das Weinen,
ich das Schweigen.

Dann geschahen die Dinge, an die sich alle erinnern.
Unsre Erfindungen wurden verbessert. Eins führte zum anderen.
Befehle wurden gegeben. Manche mordeten auf ihre Art,
weinten auf ihre Art.

Ich nenne hier keine Namen
aus Rücksicht auf den Leser,
denn zuerst schockieren die Details vielleicht,
doch letzten Endes ermüden sie.

Du kannst einmal sterben, zweimal, sogar siebenmal,
aber du kannst nicht zigtausendmal sterben.
Ich kann.
Meine Untergrund-Zellen reichen überall hin.

Als Kain begann, sich auf der Erde zu verbreiten, begann ich, mich im Bauch der Erde auszubreiten, und schon lange bin ich stärker als er.

Seine Heerscharen desertieren und schliessen sich mir an, doch selbst das ist nur eine schwache Rache.

Aus Dan Pagis, *An beiden Ufern der Zeit*, wie Anmerkung 4, S. 8 f.

24 Was ich hier sage, widerspricht der Behauptung unserer Weisen:

«Hiob hat es nie gegeben, er war nur ein Gleichnis» (Babylonischer Talmud, II5a), wie auch der des Maimonides im *Führer der Verwirrten* (Teil III, Kap. 22), findet aber einen Nachhall in Dan Pagis' grausamer «Homilie»:

«Von Anfang an waren die Kräfte ungleich verteilt. Satan ein hoher Fürst im Himmel – Hiob Fleisch und Blut. Ausserdem war auch der Wettstreit nicht fair. Hiob, um seinen Reichtum gebracht, seiner Söhne und Töchter beraubt und selbst mit Aussatz geschlagen, wusste gar nicht, dass es ein Wettstreit war.

Weil er sich zu sehr beklagte, hiess der Richter ihn schweigen. Und dann, weil er gestand und schwieg, siegte er, ohne es zu wissen, über seinen Gegner. So wurde ihm sein Reichtum wiedergegeben, er bekam Söhne und Töchter, neue natürlich, und die Trauer über die ersten wurde von ihm genommen.

Wir können denken, dass diese Entschädigung das Furchtbarste von allem war. Wir können denken, das Furchtbarste was Hiobs

Unfähigkeit zu begreifen, dass er gesiegt hatte und über wen. Aber das Furchtbarste von allem ist, dass Hiob nie gelebt hat, sonder ein Gleichnis war.» Dan Pagis, *An beiden Ufern der Zeit*, wie Anmerkung 4, S. 12f.

25 Hiob, 2,6-7.

Anhang:

Ghetto im Vernichtungslager

26 Im englischen Original erschienen unter dem Titel «Ghetto in an Annihilation Camp. Jewish Social History in the Holocaust Period and its Ultimate Limits» in Yisrael Gutman und Avital Saf (Hrsg.), *The Nazi Concentration Camps: Structure and Aims, the Image of the Prisoner, the Jews in the Camps*, Jerusalem 1984, S. 315-333. Diese Version, versehen mit einem wissenschaftlichen Fussnotenapparat, auf den hier verzichtet wurde, ist im Internet zugänglich:

http://lekket.com/data/articles/004-000-018_000.pdf.

Erstmals veröffentlicht 2013 unter dem Titel «[Landscapes of the Metropolis of Death. Reflections on Memory and Imagination](#)» bei Allen Lane, einem Imprint von Penguin Books, London.

Der Text wurde ursprünglich auf Hebräisch verfasst. Die Übersetzung besorgten Inka Arroyo Antezana sowie Anne Birkenhauer (Kapitel 1 und 2) und Noa McKayton (Kapitel 9 und 10).

Kapitel 1, ein Teil von Kapitel 2 («Die Ode an die Freude»), Kapitel 9 (unter dem Titel «Landschaften einer privaten Mythologie») und Kapitel 10 wurden erstmals auf Deutsch veröffentlicht in dem Band *Walter Benjamin und die romantische Moderne*, herausgegeben von Heinz Brüggemann und Günter Oesterle, Würzburg 2009.

Der Abdruck des Aufsatzes «Ghetto im Vernichtungslager» im Anhang dieses Bandes erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Yad Vashem, Jerusalem. Er wurde erstmals auf Englisch vorgetragen auf der «Fourth International Yad Vashem Historical Conference» im Januar 1980 und veröffentlicht in dem Band *The Nazi Concentration Camps*, herausgegeben von Yisrael Gutman und Avital Saf, Jerusalem 1984.

Die Übersetzung der tschechischen Gedichte von Valter Vergeiner und Max Zimmering auf den Seiten 83 bis 87 wurde dem Band *Die Todesfabrik* von Ota Kraus und Erich Kulka, Berlin 1957 (wieder aufgelegt Berlin 1991) entnommen.



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 1984, 2009, 2013 Otto Dov Kulka

Copyright © 2013 für die deutschsprachige Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04593-5

www.dva.de